

# VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Fanny Elfler und Friedrich Genz (mit Illustration von Professor Haerberlin). — Um deine dunkeln Augen. Gedicht von George Hesjeliel, componirt von Richard Wierst. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. Kapitel II. — Zum neuen Jahr. Gedicht von Julius Sturm. — Wird es morgen regnen? Von Dr. G. Lewinfein. (Schluß.) — Das einsame Haus. Novelle von Karl Frenzel (mit Initialen und Illustration). II und III. — Eine deutsche Dame auf der Pacificbahn. (Schluß.) — Auflösungen der Charade und des Rebus Seite 20. — Räthsel-Aufgabe. — Schach-Aufgabe. — Correspondenzen.

## Fanny Elfler und Friedrich Genz.

Denken Sie sich, geneigte Leserin, einen herrlichen Frühlingstag, einen Maimorgen, an dem die ersten Blüten, an dem Mai-glöckchen und Flieder ihren balsamischen Duft in die reine sonnige Luft hauchen, und losend der Zephyr mit dem jungen Laub der Bäume spielt.

An einem solchen Maimorgen des Jahres 1832 war es und in dem Dorfe Weinhaus bei Wien. Die Veranda einer der elegantesten Villen daselbst, die nach einem prächtigen, wohlgepflegten Garten hinausführt, ist mit Girlanden von Laub und Blüten geschmückt. Kostbare Bouquets füllen einen Tisch in der Mitte, und dazwischen, wetteifernd mit ihrer Farbenpracht, liegen Stickerien von Perlen und Seide, und was dergleichen kleine Kunstwerke der Frauenhand mehr sind. Bei dem Tische steht eine feine, graziose Gestalt, ein schönes, schlankes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, welches in freudiger Erregung kein Ende finden kann mit Ordnen und Schmücken. Und dabei blickt sie, in immer kürzeren Unterbrechungen, ungeduldig und sorgenvoll nach der Stuhuhur auf dem marmornen Kaminsims, die schon längst die neunte Stunde gezeigt hat. Sie muß offenbar länger warten, als sie vermuthet. Zimmer von Neuem legt sie, die Zeit auszufüllen, Hand an den Blumenschmuck des Tisches, immer wieder scheint sie zu denken, es lasse sich Dies und Jenes noch besser ordnen.

Endlich vernimmt sie langsam sich nähernde Schritte. Da blicken ihre Augen auf in freudigstem Glanz. Vom Garten her betritt ein kleiner alter Herr, mit gebeugter Haltung, die Veranda, vor Ueberraschung, vor Rührung, vor Glück, die sich auf seinem Gesicht malen, wie gebannt. Und an seine Brust wirft sich das schöne, junge Mädchen, umschlingt ihn mit ihren Armen, küßt seine Lippen, seine Wangen, über welche ein paar Thränen der Freude rollen, und ruft mit überströmendem Gefühl:

„Daß Dich Gott noch lange erhalte, mein bester Freund, mein Wohlthäter, mein Geliebter! Viel, viel Glück wünscht Dir Deine Fanny zu Deinem heutigen Geburtstag, Gesundheit, ein heiteres Gemüth — schau', ich kann nix mehr von der schönen Rede, die ich mir dazu eingelernt. Nimm's mir gut auf, mei bißel; Du weißt ja, es kommt vom Herzen!“

„Meine Fanny! Mein Engel!“ ringt es sich aus seiner Brust, und er preßt mit den Händen ihr Haupt an seine Brust und bedeckt ihre Stirn mit Küssen. „Wenn ich Dich nicht hätte — ach, was hätte ich dann noch? Du bist für mich ein Geschenk des Himmels, einer Frühlingsblume gleich, die mir mitten im Winter meines Lebens noch erblüht ist.“

„Nicht immer vom Winter, vom Alter reden,“ warf sie ihm liebevoll vor; „heut nicht, mein Freund! Komm, schau' Dir an, was ich Dir gestickt.“

Sie nahm seinen Arm und geleitete ihn an den Tisch mit den Blumen und Geschenken. Er lächelte, als er all das sah, was sie für ihn gearbeitet; er beschaute sich Stück für Stück und lobte

bergen, „die trüben Gedanken, ich werde sie auch heute nicht los. Ich bin nun achtundsechzig Jahr — da kann man wohl denken, es sei dies der letzte Geburtstag...“

„Sprich doch nicht so, Vester,“ bat sie ihn. „Bergißest Du denn immer, welchen Kummer Du mir mit solchen Reden machst? Unser glückliches Leben wird noch recht, recht lange währen.“

„Mein theures Kind,“ sagte er, „dies Glück ist doch nur ein heller Punkt im Abendgrau. Es mehren sich die Stunden, in denen ich die Wahrheit des Lucresischen Verses fühle:

Selbst aus dem Quell des Entzündens steigt etwas Bitteres herauf, das inmitten der Blüten beängstigt.“

Das holde Wesen ließ traurig den Kopf herabhängen auf die Brust und seufzte:

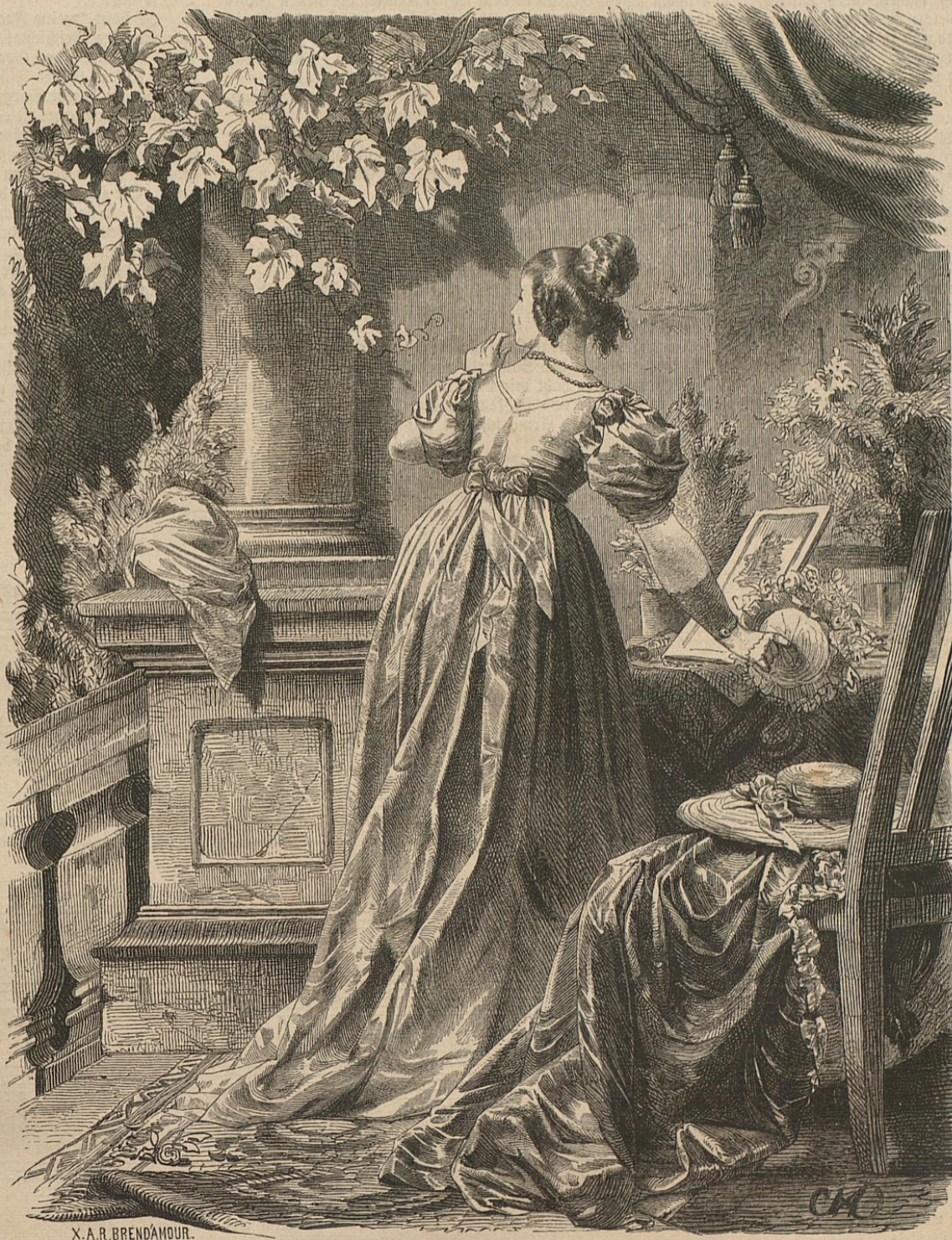
„Das ist eine recht melancholische Geburtstagsfeier!“

„Weil sie wohl die letzte sein wird, mein Kind,“ antwortete er weich. „Gib Acht, Fanny, ich prophezeie richtig. Bald wirst Du wieder frei sein, und es ist gut, mein geliebtes Mädchen, es ist gut! Was kann ich Alter Dir denn bieten? Verfolge dann die Bahn des Ruhmes unbeirrt weiter. Aber“ — und nun schlug er in jovialen Ton um — „bleiben wir nicht zu lange sentimental, Fanny; das war niemals meine Neigung. Nein, seien wir lustig und guter Dinge! Genießen wir den wundervollen Morgen im Garten. Es ist ja mein Geburtstag — ich muß Athem schöpfen für ein ganzes Lebensjahr!“

Mit Lebhaftigkeit erhob er sich und trat an ihrem Arm wieder auf die Veranda.

Dieser alte Herr in der Villa zu Weinhaus war der österreichische Hofrath Friedrich von Genz, der seit dreißig Jahren seine Feder der Politik des Kaiserstaates gewidmet und dadurch sich eine einflussreiche, anerkannt hohe Stellung errungen hatte, wie sie in ähnlicher Art schwerlich noch einmal wieder vorkommen wird. Genz gehörte seit der Staatskanzlerschaft Metternich's, dessen Freund und rechte Hand er war, zu den Spitzen der diplomatischen Welt, zu den Matadore der vornehmen Gesellschaft. Mit den berühmtesten Personen stand er in stetem Briefwechsel; die meisten Cabinette suchten seine Freundschaft und bezahlten sie theuer, denn er liebte das Geld und alle Freuden der Welt so sehr, daß er gern „vom Tische des Lebens, ein gesättigter Gast“, sich erhob.

Auch schien ihm unverwandt bis zum späten Lebensabend die Sonne des Glücks. Die Leiden und Kränklichkeiten, die ihn bei zunehmendem Alter heimgesucht, schwanden allmählig wieder. Im Winter 1829 machte ihn, den fünfundsiebzigjährigen, der beneidenswerthe Zufall noch mit der Tänzerin Fanny Elfler bekannt, die damals neunzehn Jahr zählte und bereits in Wien wegen ihrer jungfräulichen Schönheit und Grazie Gegenstand



X. A. R. BRENDAMOUR.

Fanny Elfler, 1832. Zeichnung von Professor Haerberlin.

den Geschmack, die Sorgfalt der Stickerie; doch schalt er auch über die viele Mühe, die sie darauf verwendet. Dann setzten die Beiden sich zum Morgenkaffee im Salon nieder.

„Ja, ja, Fanny,“ sprach der alte Herr nach einer Weile und konnte auch unter Lächeln seine Niedergeschlagenheit nicht ver-

allgemeiner Bewunderung und Zuneigung geworden war. Genty empfand noch einmal die ganze Glückseligkeit der Liebe. Fortan war leben und mit ihr leben nur noch Eins für ihn. Fanny's Reiz, Anmuth und Liebenswürdigkeit berührten ihn wie mit Zaubermacht.

Und auch auf sie blieb die außerordentliche Leidenschaft des feingebildeten Greises nicht ohne tieferen Eindruck. Zu den eigenthümlichsten Verhältnissen der Seelenfreundschaft mußte das zwischen ihnen waltende gezählt werden. Unverdorben, wie Fanny's Ehler war, schloß sie sich in kindlicher Zuneigung einem bejahrten Mann an, der allein durch die Anmuth und den Reichthum seines Geistes Interesse erwecken und nähren konnte. Er bot ihr in Treue und Wahrhaftigkeit, was unter all der Menge ihrer Anbeter wohl schwerlich Einer ihr noch geboten, und was sie doch allein so beglückte: eine geistige Liebe. Sie, die in der Welt des Theaters vergebens nach der Ausfüllung einer Oede in ihrem Innern gesucht, fand in Genty den Mann, der sie im Hochgefühl einer edlen Aufgabe geistig sättigte, ihr eine Welt der Ideen erschloß, ein inneres Glück bereitete. Er hob sie geistig empor zu sich, und es kam ihm vor, als gewinne durch diese gute, selbstlose That sein Lebensende noch den einzig fesselnden Reiz; sie schmeigte sich wie ein Kind voll Dankbarkeit an ihn, weil sie von ihm die Schätze seines reichen Geistes und Tag für Tag die Beweise erhielt, wie sein Glück in ihrer inneren Befriedigung bestand. Er unterrichtete sie im Französischen und Deutschen; er erzog und bildete sie. „Mein einförmiges Leben“, berichtet er einmal, „zerfällt in zwei sehr ungleiche, in jeder Hinsicht ungleiche Hälften. Von sieben Uhr Morgens bis acht Uhr Abends gehört es, mit seltener Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde, den Geschäften, dem Gespräch über die Geschäfte, der Correspondenz u. s. f. — von acht bis elf Uhr der Liebe.“ Man kann sich daher denken, wie schwer es dem verwöhnten Manne wurde, das geliebte Mädchen auf längere Zeit, wenn sie zu Gastspielen verreiste, entbehren zu müssen. Als Fanny mit ihrer älteren Schwester Theresie 1830 zum ersten Mal Berlin besuchte und an der dortigen Hofbühne auftrat, war es Genty, der von Wien aus seine Berliner Freunde, namentlich den Barnhagenschen Kreis, aufs lebhafteste für sie zu interessiren wußte. Die Begeisterung dieses im Voraus empfänglich gemachten Kreises brachte das Wort in Cours: Fanny Ehler tanze Goethe, und nicht minder, als die Grazie und Anmuth der jungen reizenden Künstlerin, als die Poesie und Plastik ihres Tanzes, ließ die feine gesellschaftliche Bildung, welche sie Genty zu verdanken hatte, jene Begeisterung so glühend und so persönlich werden, daß in der preussischen Residenz ein wahrer Fanny Ehler-Cultus begann, der sich von da aus bald über ganz Europa verbreitete.

Einige Wochen nach dem Geburtstag, den er sich selbst und seiner Fanny als den letzten prophezeit, starb Genty; es war am 9. Juli 1832. Mit der Abnahme seiner Kräfte seit jenem Festtag griff auch immer mehr eine weiche Stimmung und Gemüthsruhe in ihm Platz. Erstaunen und Bewunderung rief es hervor, als man vernahm, mit welcher Fassung er dem sonst so sehr gefürchteten Tode entgegenah. Mit klarem Geist sprach er von seinem Ende und ordnete noch Alles zum Abschied aus dem Leben an. Bis zum letzten Augenblick genoß er die treueste Pflege der zärtlich ihm anhangenden Fanny.

Sie aber, als sie der aufrichtigen Trauer um den Freund ihren Zoll gebracht, schwebte nun in freiem Flug zu der vollen Sonne ihres Ruhmes empor. Ueberall, wohin sie ihren Fuß setzte, ging ihr Preis und Ruhm voran, nach Italien, England, Frankreich, Rußland, Amerika. Die Reichsten, die Bornehmsten, die Stolzesten bewarben sich um ihre Gunst, um ihre Hand. Vergebens! Als hätte sie Friedrich Genty's Treue zu bewahren, blieb

sie unvermählt. Und noch auf der Höhe ihrer Berühmtheit stehend, zog sie sich schon von der Bühne und aus dem öffentlichen Leben zurück. In Wien, ihrer Vaterstadt, der Stätte ihrer ersten Triumphe, ihrer ersten Liebe, trat sie 1851 zum letzten Male auf, um dann nie wieder der Welt sich zu zeigen, in der sie einer Eifenkönigin gleich Wunder gethan und geherrscht hatte. Auf einer kleinen der Genty'schen Villa in Weinhaus ähnlichen Besitzung zu Hamburg lebte sie fortan in anspruchsloser Zurückgezogenheit.

[2500]

S. - W.

### Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Graf Durazzo, ein wenig beschämt und verschüchtert, folgte nach dem Nebengemach und holte von dort den goldgestickten, prächtig ausgestatteten Mantel der Signora. Schweigend, ganz verlegen und bekümmert, bedeckte er damit die vollen schönen Schultern der Sängerin, dann neigte er sich an ihr Ohr.

„Ich bitte Euch, Signora, steht ab von diesem gefährlichen Unternehmen! Thut's um des Fürsten Raunitz willen, wenn Ihr es nicht für Euch selber thut. Glaubt mir, es ist nicht gut, die Kaiserin so sehr zu reizen.“

Die Signora schüttelte stolz ihr Haupt. „Mein lieber Graf Durazzo, ich danke Euch für Euren Rath! Jedoch vergesse nicht, daß ich mir morgen Abend noch dem Herrn Intendanten der kaiserlichen Schauspiele Gehorsam schuldig bin, wenn ich als Sängerin auf der Bühne erscheine! Außer der Bühne bin ich meine eigene Herrin, und was mir beliebt, das darf ich thun! Mir beliebt es aber, zu Fuß in meine Wohnung zu gehen.“

Die Cavaliere schienen wirklich auf einmal ganz entnüchtert zu sein. Mengstlich fast blickten sie auf die Signora hin, deren glühende Augen prüfend und forschend sie alle beobachteten.

Jetzt näherte sich ihr Graf Palfy.

„Signora“, sagte er, „fragt meine Freunde hier, ob Einer von ihnen behaupten kann, daß ich ein Feigling sei. Laßt Euch von ihnen sagen, daß ich in dem letzten Kriege, der sieben Jahre hindurch in Deutschland gewüthet und kaum jetzt beendet ist, in jeder Schlacht dabei gewesen bin. Und doch scheue ich zurück vor Eurer Begehren und bitte Euch: Lasset ab davon! Denn Euch, unferer angebeteten Herrin, bereitet Ihr Gefahr!“

„Signora“, riefen die Cavaliere, die Sängerin umringend, „wir beschwören Euch, laßt ab von Eurer Wagniß.“

Die Gabrieli antwortete ihnen nur mit einem verächtlichen Lächeln. Sie zog den goldgestickten Mantel fester um ihre stolze, hohe Gestalt und schritt durch den Kreis der Cavaliere nach der Thüre hin.

„Wir werden jetzt sehen, Signori, was ich von Euren Schwüren, von Eurer Begeisterung und Anbetung zu halten habe! Wer von Euch morgen nach meiner Abschiedsvorstellung die Ehre haben will, bei mir zu soupiren, der folge mir!“

Die Cavaliere standen anfangs entsetzt und schweigend da und blickten verwirrt der hohen königlichen Gestalt nach, die schon sich der Thüre näherte.

Da auf einmal trat Graf Durazzo hervor aus dem Kreise der Herren und eilte der Sängerin nach.

„Signora, Ihr habt mir die Ehre erzeigt, die Königin meines Festes zu sein, und ich kenne meine Pflicht als Wirth; ich bitte, gebt mir Euren Arm, ich gehe mit Euch über die Glacis nach Eurer Wohnung!“

„Und ich“, rief Fürst Esterhazy, sich jetzt zusammenraffend, „ich bitte um die Ehre, Euch folgen zu dürfen.“

„Nun, wenn es denn sein muß“, rief Graf Palfy, „so laßt auch ich.“

„Und ich, und ich“, riefen alle die Herren, die Grafen und Barone, „wir tragen dem Zorn der Kaiserin, wir folgen Euch.“ Sie wandte sich nach ihnen zurück und nickte ihnen lächelnd zu. „Brav gesprochen, Ihr Herren, und laßt Euch sagen: dieser Stunde an seid Ihr in meiner Achtung gestiegen! Nun hört! Ich habe, wie Ihr wißt, hier in Wien einen mächtigen und großen Freund! Morgen in der Frühe gehe zum Fürsten Raunitz und klage mich selber an, und er soll bei der Kaiserin für Euch Alle das Wort führen. Nun kommt, Ihr Herren, laßt uns gehen.“

Schweigend dann, am Arm des Grafen Durazzo stieg Signora die mit Teppichen belegten Marmorstufen hinunter, von dem Gartenjaal in den Park führten.

Schweigend, paarweise, folgten die Cavaliere und traten dem voranschreitenden Paare hinaus in den Park.

Wie süß die Stille war, wie erquickend die kalte Nachfröhe und der sanfte Wind, der säuselnd ihre erhitzten Gesichter kühlte! Wie prächtig golden der Mond vom dunklen Himmel niederbrannte und den seltsamen Zug beleuchtete, der jetzt durch die große Waldhahinschritt nach der Ausgangspforte des Parkes.

Es war, als ob ein andächtiges Empfinden plötzlich alle gekommen sei, und Keiner wagte das Schweigen zu unterbrechen. Jeder schien zu lauschen auf die flüsternden Stimmen der Nacht, die ringsum ertönten.

Jetzt traten sie hinaus aus der Pforte des Parkes, welche Graf Durazzo geöffnet hatte, hinaus auf die Glacis; tiefe Stille herrschte auch hier, und schweigend wanderten sie eine Zeit lang dahin inmitten einer Allee, deren Bäume das erste Frühlingsgrün beschattete, und durch welche der Mond seine goldenen Streiflichter zog.

Jetzt bei einer Biegung des Weges kamen sie an eine kleine Stelle, goldenhell stand über ihnen der Mond und warf die langen Schatten ihrer Gestalten weit über den Kiesand des Weges hin. Wie ein düsteres, großes Grab lag zu den Füßen der Schauernden die Stadt Wien.

Schweigend und todesstill — nur hier und dort aus irgend einem der Häuser leuchtete gleich einem Glühwurm ein kleines Licht hervor.

Die Gabrieli erhob den Arm und deutete auf eins die Lichter hin:

„Schaut, meine Freunde, das kleine Fünkeln kündet eine traurige Geschichte! Das sind nicht Kerzen, wie sie heute Nacht im Saale des Grafen Durazzo uns gefunkelt haben; das ist ein einsam trübes Flämmchen, es leuchtet vielleicht in dunkler Kammer an einem Sarge oder an einem Sterbebette! Wie so darauf hinschaue, ist es mir, als sähe ich ein krankes bleiches Weib, das sich in Thränen und in Schmerzen windet auf ihrem Lager und vergeblich seufzet nach Dem, der all dies Leid überbracht, der sie verlassen hat, und um den sie stirbt, weil sie ihn liebt! Sie ist allein in dunkler Kammer, und kein Stern blinkt über ihr! Nur das Nachtlicht sieht ihre Qualen, ihre Noth und ihres Herzens tiefsten Jammer, und sie fleht zu Gott empor um Stärkung und um Trost. Seht, das sagt mir der kleine funkelnde Stern, das Nachtlicht der Schmerzen. Lacht über mich, Signora, Ihr seht, die Nacht, der Mondschein und die Sterne haben mich pfeiflich gemacht und ganz empfindsam! Aber ich will's nicht sagen, lieber goldener Mond, blicke nieder auf uns, schau alle die fröhlichen Gesichter hier! Du sollst nicht sagen, daß Katharina Gabrieli empfindsam sei! Ich grüße dich, du goldener Mond, der oft meine Triumphe und meine Herrlichkeit gesehen; ich grüße dich, schöner Mond!“

Sie breitete ihre Arme empor zu dem Mond und auf einmal mit lauter Stimme begann sie zu singen. Jubelnd laut schrie sie empor zu dem Mond, und weithin durch die Stille erschallte der schmetternde Gesang.

## Um deine dunkeln Augen.

Andante con moto.

Gedicht von George Heisekiel, componirt von Richard Wüerfl.

Gesang.

Um dei - ne dun - keln Au - gen ver - ließ ich die Mut - ter mein; die lie - ben dun - keln Au - gen, sie sind mein Son - nen - schein, sie sind mein Sonnen - schein! Um dein klein weiß Ge - sicht - chen er - litt ich viel Schmach und Pein; dein lieb klein weiß Ge - sicht - chen, das sei mein Son - nen - schein, das, das sei mein Son - nen - schein!

Piano.

*p* *cresc.* *dim.* *p* *sotto voce* *cresc.* *pp* *cresc.* *con tutta la forza* *molto ritenuto* *a tempo* *dim.* *p* *cresc.* *p*

plötzlich legte sich die Hand des Grafen Durazzo auf ihren Arm. Um Gottes willen, Signora, schweigt, ich bitte Euch. Sie verstummte und wandte das Haupt hin nach jener Seite, auf welche der Finger Durazzos deutete.

Da standen unweit von ihnen am Ende des freien Platzes zwei dunkle Gestalten. Der Mond warf ihre langen Schatten weithin über den Platz, dicht heran zu den Füßen der Signora.

"Nun, was ist's," fragte sie, "warum unterbrecht Ihr mich, Durazzo?"

"Weil es gefährlich für Euch ist, weiter zu singen," flüsterte Durazzo rasch, "weil dort zwei Männer von der geheimen Polizei stehen. Ich fürchte, sie haben Euch und uns schon erkannt! Laßt uns gehen, ich beschwöre Euch, Signora!"

"Ja, laßt uns gehen, damit wir die Signora sicher in ihr Haus bringen," murmelten und flüsterten alle die Cavaliere untereinander und sie drängten sich dichter zu der Signora hin und fast mit Gewalt schoben sie sie weiter fort.

Es waren nur noch wenige Schritte bis zu ihrem Hause, und vor demselben hielt die Equipage der Signora, warteten die Lakaien, welche Durazzo dorthin geschickt hatte.

Sie slogen jetzt herbei, als sie die Signora kommen sahen, und öffneten die Thüre des Hauses.

Auf der Schwelle blieb Signora Gabrieli stehen und neigte sich stolz den Cavaliere zu:

"Ich danke Euch, Ihr Herren, für Eure Begleitung, und morgen Abend, nach dem Theater, seid Ihr alle bei mir geladen zum Souper. Das ist mein Dank! Nun gute Nacht."

Sie trat zurück; hinter ihr schloß sich die Thür, und eiligt entfernten sich die Cavaliere.

Nur die beiden langen Gestalten, welche auf dem Glacis vorher die Herren erschreckt hatten, blieben vor der Thüre der Gabrieli stehen, flüsterten lange mit einander und entfernten sich dann eilends.

Gerade nach der Burg gingen sie, nach jenem Seitenflügel, in welchem der Beichtvater der Kaiserin Maria Theresia, der Pater Porhamer, wohnte.

II. Die tugendhafte Kaiserin.

"Ist das wirklich wahr, Porhamer?" fragte die Kaiserin Maria Theresia, indem sie mit großen Schritten in ihrem Cabinet auf- und abging. "Man hat Euch nicht ein Märchen aufgebunden?"

"Nein, Majestät," erwiderte der Beichtvater mit feierlicher Stimme, "es ist leider kein Märchen, obwohl ich wahrlich diesmal lieber wollte, ich sei dupirt worden, als daß ich Eurer Majestät die schimmliche Wahrheit berichten und Ihnen Vergerniß bereiten muß."

"Wo," rief die Kaiserin heftig und athemlos, "also Ihr bleibt dabei: der Graf Durazzo hat in dieser Nacht dieser Person, der Sängerin Gabrieli, in seinem eigenen Hause ein Fest gegeben?"

Der Pater neigte leise sein Haupt.

"Ja, Majestät, in seinem eigenen Hause ein Fest gegeben, und es waren bei demselben gegenwärtig acht junge Cavaliere aus den angesehensten Häusern der hohen Aristokratie, nämlich die Grafen —"

"Nein," unterbrach ihn Maria Theresia heftig, "nein, Porhamer, nenne Er sie mir nicht! Es ist besser, daß ich sie nicht weiß, denn ich würde es diesen jungen Leuten gedenken, und das würde wieder einen großen Scandal geben! Es ist genug, daß ich von dem Durazzo weiß; ich werde ihn strafen, und ich hoffe, das wird halt die anderen Herren zur Raision bringen, und sie werden sich wohl hüten, ein ander Mal was Aehnliches zu thun!"

"Es ist eine abscheuliche Geschichte," und der Herr Kaiser wird wieder sagen, ich sollt die Dinge gehen lassen und sollt mich halt nit drum bekümmern, ob hier am Hofe das liederliche Wesen immer mehr hereinreißt! Der Kaiser vermeint ja, daß alle unsere Mähe vergeblich wär', ja, noch mehr, daß jußt durch meine Aufsicht und meine Streng' die Sittenlosigkeit noch mehr gefördert werde."

"Eure Majestät halten zu Gnaden," sagte Porhamer, die grauen Augen zum Himmel aufschlagend und die Hände faltend, "Eure Majestät halten zu Gnaden, wenn ich mich unterfange, hierin einer anderen Meinung zu sein, als Majestät der Kaiser! Die Kinder dieser Welt vermeinen wohl, daß man nur von innen heraus die Zucht üben kann, und daß, was nicht aus dem Gemüthe entspringe, auch nicht sich hineinlegen lasse. Aber das ist ein Irrthum! Das Fleisch muß gezüchtigt werden, damit es lerne, sich zu beugen und dem Geiste unterthänig zu werden! Und die Reinheit, wenn sie nicht in den Gemüthern liegt, muß mit Zwang ihnen eingemipft werden. Meinen doch die Kinder dieser Welt, man müsse sogar diese neueste keiserliche Erfindung, die Pockenimpfung, annehmen und solle dem Schicksal und dem großen Gott im Himmel Zwang anlegen und die Krankheit, welche er zur Heiligkeit seiner Menschentinder sendet, zu verschuchen trachten. Nun meine ich aber, wenn man die Pocken impfen will, damit die Menschen gesund bleiben, so muß man noch viel mehr die Tugend den Sündern einimpfen, damit sie genesen von ihrer Krankheit."

"Ihr habt Recht, Pater, ganz Recht," rief die Kaiserin, "ja, einimpfen will ich die Zucht und Sitte diesen jungen Cavaliere und ein Beispiel will ich ihnen geben, daß Maria Theresia unerschrocken und unbittlich ist. Der Graf Durazzo ist der Freund des Fräulein Kaunitz und er vermeint halt wohl, ich würde deshalb, weil ich dem Herrn Fürsten viel Egarde schuldig bin, und weil er sich als treuer Diener des Staats bewährt hat, seinen Leichtsin und sein liederliches Wesen verzeihen und würd' auch, weil er der Director meiner Schauspiele ist, ein Auge zudrücken! Er soll aber sehen, daß die Maria Theresia ihre beiden Augen offen hält, und daß Nichts sie hindert zu thun, was sie als Rechtens merkt. Man sollt mir sogleich den Grafen Durazzo holen! Beht, Porhamer, und meldet das draußen. Durazzo soll kommen."

Der Pater, die Arme über der Brust gekreuzt, neigte sein tolzes Haupt ein wenig vor der Kaiserin und ging dann leise hinaus.

Maria Theresia, immer noch im Sturm ihres inneren Zorns, uhr fort in dem Cabinet mit großen Schritten auf- und abzuwandeln.

"Es fehlt mir nur noch," sagte sie leise vor sich hin, und ihre Augen flammten höher auf, "ja, es fehlt mir nur noch, daß es der Brauch und Sitte werden sollt, diese Theaterprinzessinnen als vornehme Damen zu behandeln, ihnen Feste zu geben und sie onder Scham und Schen zu sich einzuladen! Weiß wohl, die Cavaliere haben halt Lust dazu und möchten das leichtfertige französische Wesen auch bei uns einführen! Der Kaunitz hat mir oft erzählt, daß am Hofe des Königs von Frankreich dergleichen Personen erscheinen dürfen, daß man sie nit bloß bezahlt, weil sie singen, sondern daß man ihnen sogar gestattet, bei den großen Hoffesten, nachdem sie gesungen, da zu bleiben! Und der Franzl

nichte dazu und meinte, das wäre Recht, und man müßte die Künstlerinnen ehren und nit vergessen, daß sie Damen wären. Oh, mein schöner Kaiser, es fehlt mir noch, daß die schöne Gabrieli auch hier eingeladen würd! Und es müßt leicht dahin kommen, wenn ich nit im Anfang gleich dem Unwesen steuere! Es gibt gar Viele, welche auf solche Personen neugierig sind und vermeinen, sie müßten ganz was Anderes sein, wie andere Frauenzimmer, und die sich deshalb in ihre Nähe drängen. Ich will's nit leiden und ich will's nit haben," rief die Kaiserin ganz laut, "ich will meinem Hof ein Exempel geben, wie die Maria Theresia darüber denkt, und ich vermeine halt wohl, daß ich noch en vigueur genug bin, um meinem Willen Ehrfurcht zu verschaffen. Mein Herr Sohn wäre auch im Stande, dergleichen Personagen mit Respect zu behandeln, er meint, das gehört zum Geiste der neuen Zeit. Geht mir mit Euerem Geiste der neuen Zeit! Die Sitte ist alt wie die Welt und wird ewig doch neu und jung bleiben!"

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet, und der eintretende Kammerhufar meldete den Grafen Durazzo.

Die Kaiserin winkte mit der Hand und ging dann hastig dem Eintretenden entgegen, der, neben der Thüre stehen bleibend, dem Ceremoniel gemäß vor der Kaiserin das Knie beugte.

"Stehe Er auf," rief Maria Theresia heftig, "gebe Er sich nicht das Ansehen tiefen Respects vor kaiserlicher Majestät, da Er doch, wie ich erfahre, diesen Respekt, sobald Er mir den Rücken wendet, schier aus den Augen läßt."

Der Graf erhob sich und heftete mit einem erstaunten Ausdruck die Augen auf die Kaiserin: "Kaiserliche Majestät vergeben, aber ich weiß nicht —"

"Er weiß nicht," unterbrach ihn Maria Theresia heftig, "Er weiß nicht, was ich meine? Nun so will ich es Ihm sagen! Ich meine, daß es gar sehr gegen den Respekt gehandelt ist, wenn Er, der Intendant meiner Schauspiele, sich unterfängt, in Seinem Hause Gelage zu geben und Orgien zu feiern mit dieser verurtheilten Person, der Gabrieli, und dazu die Cavaliere meines Hofes einzuladen."

"Vergebung, Majestät," erwiderte der Graf mit fester, ruhiger Stimme, "die Frau Kaiserin sind falsch berichtet."

"Falsch berichtet?" wiederholte Maria Theresia mit drohender Stimme. "Er will also behaupten, es sei nicht wahr, daß Er in dieser Nacht ein Fest gegeben? Es sei nicht wahr, daß Er diese Person, diese Gabrieli dazu eingeladen? Es sei nicht wahr, daß Er die jungen Cavaliere, die ich der Ehre würdig halte, mit meinen Erzherzoginnen zu tanzen, zu diesem Feste eingeladen hat?"

"Kaiserliche Majestät, ich leugne nicht, was wahr ist," erwiderte Durazzo ruhig. "Ja, ich habe diese Nacht in meinem Hause ein Fest gegeben, ein Abschiedsfest für die größte und berühmteste Sängerin unserer Zeit, für die Signora Katharina Gabrieli."

(Fortsetzung folgt.) [2550]

Zum neuen Jahr.

Von Julius Sturm.

Wieder ist ein Jahr entschwunden; Daß sein Scheiden uns nicht reue, Herz, was retten wir hinüber Aus dem alten in das neue? —

Sprach mein Herz: "Wie magst du fragen? Arm wär' ich, wenn mir nicht bliebe Fester Glaube, frohes Hoffen Und vor Allem treue Liebe."

Und ich rief: "Daran erkenn' ich, Daß du klug und wohlversahren, Denn du sorgst mit weisem Rathe, Uns die Tugend treu zu wahren."

Und so wollen wir denn weiter, Liebes Herz, zusammen halten, Und getrost im neuen Jahre Gottes Gnade lassen walten. [2561]

Wird es morgen regnen?

Eine Frage an die Wetterpropheten von Dr. G. Lewinstein. (Schluß.)

Aber seien wir nicht ungerecht, alle Leute glauben nicht mehr an den Hundertjährigen, es gibt Personen, welche über die Thoren, die ihre Witterungskunde aus der letzten Spalte des Kalenders schöpfen wollen, aus vollem Herzen lachen, denn sie haben ja ein viel besseres Mittel, sie brauchen ja nur nach ihrem Frosch zu sehen. Nach ihrem Frosch? Nun ja, man setzt einen Laubfrosch in ein Glas, gibt ihm eine Leiter und von Zeit zu Zeit eine Fliege, damit er nicht verhungere. Für diese dargereichte Nahrung ist der Frosch nun auch dankbar und zeigt seine Dankbarkeit dadurch, daß er den Menschen verrät, wie das Wetter sein wird. Die schönen Lesefröhen müssen nämlich wissen, daß die Frösche eigentlich viel geschickter sind, als die Menschen, daß sie ohne viel Arbeit, nur durch ihren großen Verstand, immer ganz genau wissen, wie das Wetter am folgenden Tage sein wird. Das sagen sie nun aus Dankbarkeit für die dargereichte Fliege recht gern den Menschen, aber anfänglich macht die Sprache noch einige Schwierigkeiten, da ja nicht alle Menschen wissen können, daß quak, quak, wenn es langsam, elegisch herausgestoßen wird, bedeuten soll: "es gibt morgen Regen", daß das rasch hervorgestoßene, laute quak, quak heißt: "morgen scheint die Sonne", und daß die einzelnen Modificationen des Wetters durch die verschiedenen Tonarten angegeben werden. Diese Schwierigkeit wurde beseitigt, indem man mit den Fröschen verabredete, daß sie sich auf die höchste Sprosse der Leiter setzen sollten, wenn es gutes Wetter wird, und daß sie schlechtes Wetter dadurch verkündigen sollten, daß sie sich ganz unten hinsetzen. Als gewissenhafte Thiere halten die Frösche noch heute diesen Vertrag ein, und so bietet ein solcher Frosch ein treffliches Mittel, um das Wetter ganz genau voraus zu wissen. Schade nur, daß nicht alle Menschen an die Klugheit und Erbweisheit der Frösche glauben, sondern daß es Leute gibt, die da meinen, im Grunde genommen seien die Menschen doch klüger, als so ein Frosch, und da der Mensch das Wetter nicht voraus sagen kann, so könne es der Frosch auch nicht. Nun, wir wollen solchen klugen Leuten nicht absolut Unrecht geben, obgleich der Frosch ein recht nettes Thier ist und er auch ganz unzweifelhaft das Wetter sehr oft richtig verkündet, wovon man sich am sicher-

sten dann überzeugt, wenn man, im Vertrauen auf seine Prophezeiung ohne Regenschirm einen Spaziergang unternehmend, durchnäht nach Hause kommt. An Stelle des Laubfrosches haben Leute, die klüger sein wollen, die neueste Erfindung, das "Baroscop" gelehrt. Sie haben, wie man zu sagen pflegt, den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben. Dieses Instrument, welches als ganz untrüglicher Wetterprophet verkauft wird, ist eine geschlossene Röhre, welche eine Lösung verschiedener Salze in verdünntem Alkohol enthält. Nach den einfachsten Regeln der Wissenschaft wird eine solche Lösung sich trüben, wenn die Temperatur so sinkt, daß die Flüssigkeit nicht mehr alle darin gelösten festen Körper in Lösung erhalten kann, und sie wird wieder klar werden, wenn die Temperatur steigt. So könnte das sogenannte Baroscop allenfalls als ein Anzeiger für die steigende und fallende Temperatur dienen; Alles, was von den Verkäufern des Apparats von seiner Fähigkeit, das Wetter voranzukünden, gesagt wird, ist ein Märchen, durch welches sie einem werthlosen Dinge einige Bedeutung beilegen wollen, um es sich weit über seinen Werth bezahlen zu lassen.

Etwas mehr Anspruch auf Beachtung von Seiten der Wissenschaft können schon das Wetterhäuschen oder die ihm ähnlichen Einrichtungen zur Wetterprophetei machen. Sie beruhen alle darauf, daß sich eine angespannte, gedrehte Darmseide aufröhrt, wenn sie feucht wird, und daß sie wieder ihre frühere Drehung annimmt, wenn sie die Feuchtigkeit wieder abgibt. Dadurch entsteht eine Drehung der Saite, bald nach rechts und bald nach links, und ob nun diese Drehung durch einen Zeiger zur Kenntniß des Beobachters gebracht wird, oder ob dies mittelst der bekannten Einrichtung der Wetterhäuschen, aus denen bei dem Anrollen der Saite ein Mann mit einem Regenschirm, bei dem Zusammendrehen eine Frau mit einem Sonnenschirm hervortritt, oder schließlich durch die auf- und absteigenden Bewegungen eines künstlichen Frosches geschieht, das ist ganz gleichgiltig, immer wird angezeigt, ob die Luft viel Feuchtigkeit enthält oder ob sie sehr trocken ist. Ist letzteres der Fall, so ist voraussichtlich kein Regen zu erwarten, ist ersteres der Fall, so kann sehr leicht eine Condensirung dieser Feuchtigkeit, also Regen eintreten, und so beruhen diese Instrumente zur Wetterprophetei doch wenigstens auf einer verständigen Grundlage, obgleich sie natürlich keineswegs Anspruch machen dürfen auf absolute Glaubwürdigkeit, denn eine feuchte Luft muß nicht unbedingt Regen hervorbringen, und bei relativ trockener Luft kann durch eine plötzliche Aenderung in der Atmosphäre Regen eintreten.

Ebenso wenig aber, wie man aus der Feuchtigkeit der Luft einen sicheren Schluß auf das kommende Wetter machen kann, ebenso wenig kann man dies aus der Schwere der Luft, welche bekanntlich durch das Barometer gemessen wird. An diesem Instrument kann man beobachten, wie eine hohe Quecksilberssäule durch das Gewicht und die Spannkraft der Luft im Gleichgewicht gehalten wird, aber weiter Nichts. Die allgemein gebräuchlichen Angaben auf der Barometercala: Schön Wetter, Beständig, Veränderlich, Regen, Sturm und dergl. haben gar keinen Werth, höchstens kann man aus dem Steigen oder Fallen des Barometers auf eine Aenderung in dem Zustande der Atmosphäre schließen, welche bei dem Steigen des Barometers auf das Eintreten von schönem Wetter, bei dem Fallen auf das Eintreten von schlechtem Wetter schließen läßt. Es kann also, wenn das Barometer auf Regen steht, dies ebensoviele den Schluß gestatten auf schlechtes Wetter wie auch auf gutes Wetter; es kommt eben nur darauf an, wie das Barometer den Tag vorher gestanden hat. Wenn nun aber einmalige Beobachtung des Barometers ganz werthlos ist, so ist auch den vergleichenden Beobachtungen kein allzugroßer Werth beizulegen. Sie sind auch nur Anhaltspunkte für Vorgänge, deren Einfluß auf die Witterung wir noch sehr wenig kennen, wenn auch der Schleier schon etwas gelüftet ist, welcher diesen Einfluß verbarg. Was aber den nicht ganz zu leugnenden theilweisen Zusammenhang der Witterung mit dem Barometerstande, welcher schon vor 200 Jahren dem Barometer den Namen Wetterglas verschafft hat, anbetrißt, so ist dieser Zusammenhang, was vielleicht Vielen nicht bekannt ist, nur eine Folge der eigenthümlichen Lage Europas, und dient daher das Barometer auch allgemein nur in diesem Erdtheil als Wetterglas. Da nämlich in Europa die südwestlichen Winde als die wärmsten und zugleich am meisten mit Feuchtigkeit gesättigten Luftströme das Barometer herabdrücken und zugleich Regen bringen, so folgt, daß Regen und niedriger Barometerstand häufig zusammen vorkommen, während bei den trockenen und kalten nordöstlichen Winden hoher Barometerstand und heiteres Wetter zusammentreffen.

Etwas mehr Anhalt für die Bestimmung des kommenden Wetters würde man erhalten durch combinirte Beobachtung des Barometers, des Thermometers und eines Instrumentes, welches den absoluten und den relativen Feuchtigkeitsgehalt der Luft erkennen läßt; aber daß auch die Resultate solcher wissenschaftlicher Beobachtungen trügerisch sind, das geht wohl einfach aus dem Umstande hervor, daß wir noch nicht jeden Morgen und Abend in der Zeitung lesen, wie das Wetter in den nächsten vierundzwanzig Stunden sein wird. Wäre die Wissenschaft so weit, solche Berechnungen mit Sicherheit anstellen zu können, dieselben würden bei der Wichtigkeit, welche die Vorausbestimmung des Wetters für unser Verkehrsleben hat, sicherlich nicht geheim bleiben, sondern so schnell wie möglich zur Kenntniß des so sehr interessirten Publikums gebracht werden.

Was aber sollen wir thun, wenn uns sogar das Barometer im Stich läßt, wenn auch dieses Instrument kein zuverlässiger Wetterprophet ist? So höre ich manche Leserin seufzen. Nun, das Einfachste ist, sich in Geduld zu fassen und abzuwarten, wie das Wetter werden wird; ist uns das Glück hold, so wird das Wetter unseren Wünschen entsprechen, wenn nicht, dann müssen wir uns trösten, denn:

"Mit des Geschicks Mächten Ist kein ew'ger Bund zu schließen,"

und wenn die große Wäsche einmal verregnet soll, so verregnet sie. Aber wir wollen nicht scheiden von der freundlichen Leserin, ohne ihr einen Trost zu spenden, nicht schließen, ohne ihr mitzutheilen, daß wir doch nicht ganz so hilflos sind in Bezug auf das Wetter, als es nach dem bisher Gesagten den Anschein hat. Wir haben, und damit ist der Wetterkunde (Meteorologie) ein ergibiges Feld geöffnet, den elektrischen Funken zu unserem gehorjamen Knecht gemacht, wir haben in ihm einen Boten, welcher schneller reitet, als der Sturmwind, und welchen man jetzt gezwingen hat, dem Sturm voranzureiten und der Welt zu verkünden: Es kommt ein Sturm, seht euch vor! Dadurch sind z. B. in den meisten Häfen die Schiffer in der Lage, sich auf den kommenden Sturm vorzubereiten, und man wird von der hohen Wichtigkeit dieser Dienste der

### Das einsame Haus.

Novelle von Karl Frenzel.

(Fortsetzung.)

elektrischen Telegraphen überzeugt sein, wenn man bedenkt, daß dadurch jährlich Tausende von Schiffen, und was noch viel mehr sagen will, Tausende von Menschenleben erhalten bleiben. Während nun der elektrische Funke so dem allgemeinen Wohl dienstbar gemacht worden ist, wollen wir der Leserin verrathen, wie sie ihn auch für ihre Interessen ausnützen kann. Sie braucht nur jeden Tag die in den Zeitungen enthaltenen telegraphischen Mittheilungen des meteorologischen Instituts zu lesen. Aus denselben erfieht sie, wie am Morgen das Wetter an den verschiedensten Punkten Europa's war, und wenn sie mit einiger Aufmerksamkeit diese Nachrichten verfolgt, so wird sie bald finden, daß die Aenderung der Witterung in den meisten Fällen ziemlich in einer geraden Linie fortschreitet, bald von Osten nach Westen und bald von Westen nach Osten, und ein anderes Mal von Norden nach Süden oder auch von Süden nach Norden, und wieder ein anderes Mal in Richtungen, welche zwischen diesen Hauptrichtungen der Witterung liegen. Schreitet nun die Witterungsänderung in einer Linie fort, welche auf die Gegend gerichtet ist, in welcher die Beobachterin wohnt, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß dort auch dieselbe Witterungsänderung eintreten wird, und aus der Schnelligkeit des Vorschreitens, welche aus den telegraphischen Berichten zu erkennen ist, läßt sich ungefähr der Zeitpunkt bestimmen, an welchem die Aenderung an dem Wohnorte der Beobachterin eintreten wird.

Natürlich ist auch diese Methode nicht absolut sicher. Es kann eine plötzliche Aenderung in der Richtung des Windes eintreten, welche die ganze Berechnung über den Haufen wirft, oder, und dieser Fall wird sehr häufig sein, die Aenderung schreitet so schnell vorwärts, daß sie schon an dem Orte selbst ist, ehe man noch von dem Eintritt derselben an einem entfernten Ort Kunde durch den Abdruck der telegraphischen Berichte in den Zeitungen erhalten hat; immerhin aber bieten diese Berichte doch einen rationalen Anhaltspunkt für die Wetterhypothese, und wenn eine aufmerksame Leserin derselben findet, daß am Montag in Paris das schöne Wetter ein Ende gehabt hat, und daß Regenwetter eingetreten ist, wenn sie liest, daß dieselbe Veränderung am Dienstag in Köln, am Mittwoch in Kassel und am Donnerstag in Leipzig eingetreten ist, so kann sie wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß am Freitag auch in Berlin schlechtes Wetter eintreten werde. Allerdings wird die Wetteränderung gewöhnlich nicht so langsam vorwärts schreiten, aber auch bei schnellerem Vorschreiten wird ein Combiniren der Lage des Ortes, wo die Aenderung eingetreten ist, mit der herrschenden Windrichtung oft einen guten und wohl zu beachtenden Fingerzeig geben.

Mit dem Rathe, dieses jetzt allgemein zugängliche Mittel zur annähernden Vorausbestimmung fleißig zu benutzen, schließen wir unseren Versuch zur Beantwortung der Frage: Wird es morgen regnen? Wenn wir auch keine genügende Antwort darauf geben konnten, so haben wir doch versucht, unseren Leserinnen den Weg zu zeigen, auf dem sie die Antwort so genau finden können, wie sie sich eben geben läßt.



Unmäßig wurde sie ruhiger und mußte über diese Uebertreibungen lächeln. Was hatte ihr denn dieser Dinar-Dornberg gethan, daß sie sich vor ihm fürchtete? Eine flüchtige Reisebekanntschaft, die man eben so schnell vergißt, wie man sie gemacht hat. Um so leichter, da er in keiner Weise versucht, einen Eindruck auf sie auszuüben. Seltsam, ihm bist du gleichgiltig, warum beschäftigst du dich so angelegentlich mit ihm? Sie ging in dem kleinen Gemach, das man ihr angewiesen, auf und nieder. Obgleich sie bei dem Abendessen, um allein sein zu können, Ermüdung vorgeführt hatte, empfand sie weder Neigung noch Bedürfnis nach dem Schlaf. Hin und her leuchtete sie mit der Kerze, um sich ihres neuen Reiches zu versichern. Ein Zimmer mit grüner Tapete, mit einer Wandnische, in der hinter weißen Vorhängen das Bett stand; altmodische Geräthe, Tisch und Stühle und Schrant von Nußbaumholz. Ihr Liebling, die kleine Flora, die jüngste Tochter des Hauses, hatte ihr einen Strauß frischer Blumen auf den Tisch gestellt. Alles schlicht und weit entfernt von der Ueppigkeit, mit der die gräfliche Winterwohnung in der

Hauptstadt ausgestattet war, aber doch nicht ohne jede Behaglichkeit. Noch dazu für ein armes Mädchen, das an Entbehren gewöhnt war. Wohl hatte Gertrud einen stolzen und strebenden Sinn, die Armuth ihrer Jugend und die Dienstbarkeit späterer Jahre hatten ihn nicht zu brechen vermocht, doch verließ sie ihn im Alltagsverkehr des Lebens unter stiller und bescheidener Außenseite. „Ach, wir Armen!“ wiederholte sie auch Gretchen's schmerzlichen Ausruf. Trotz der Achtung und Liebe mit der sie in der Familie der Gräfin behandelt und fast wie ein Mitglied derselben betrachtet wurde, kamen ihr oft diese Annahmen des Stolzes und des Neides gegen die Reichen. In väterliche Blut regte sich eben in ihr. Eine unglückliche Heirat hatte den Vater seiner Familie und seinem Stande entfremdet. Ein junger Offizier, hatte er sich in leidenschaftlicher Liebe einer Kunststreiterin vermahlt. Eine Weile war Alles gut gegangen, ein nicht unbedeutendes Vermögen hatte ihm erlaubt, den Dienst zu verlassen und ganz seiner Liebe zu leben. Nur besaßen er noch seine Gattin's stätigen Fleiß, Mäßigung und Sparsamkeit. In einem fröhlichen Genußleben wurde das Geld verichwunden und der Zukunft nicht gedacht. Die Geburt Gertrud's war wenigstens den Vater aus diesem leichtsinnigen Taumel auf einen Plan nach dem andern ward gefaßt, dies und jenes angegriffen, aber bald, wenn die Früchte angestrengter Arbeit gleich reifen wollten, bei Seite geworfen. Darüber bedachte die Mutter ihre früheren Triumphe, welche große Summen sie erworben und spielend erworben, und die Unlust an ihrem jetzigen Dasein verstärkte den Zauber der glänzenden Vergangenheit. Lange widerstand der Mann ihrem Wunsche, den Circus einmal zu betreten, schmerzliche Zerwürfnisse trübten die glückliche Ehe. Eines Tages war die Frau aus dem Hause verschwunden. Seine letzten Besitzthümer raffte der Vater zu sich, die kleine zweijährige Gertrud ließ er in der Pflege einer Kost einer Lehrerr Wittve, die mit ihnen in demselben Hause wohnte, zurück und folgte, noch immer im Bann der alten Liebe, glücklich Entflohenen. Erst auf seinem Sterbebette hatte er der inzwischen erwachsenen Tochter die Bekennnisse der traurigen und schmerzlichen Verirrungen gemacht, die sich an diese That geknüpft. Nach hatte er die Spur der Gattin aufgefunden, aber statt sie mit sich zu ziehen, wurde er von ihr bethört und in das Irreal eines abenteuerlichen Lebens fortgerissen. Vereint waren sie in geänderten Namen in eine Kunststreitergesellschaft eingetreten. In einem kurzen Glück, der Rausch eines Tages, und ein langes Leid. In alle Tiefen eines solchen Daseins waren sie gesunken, die Staub und Schlamm hatten sie sich schleppen müssen. Ein Eigen vom Pferde tödtete die Mutter; in bitterster Armuth, verzweifelt erschien der Vater, sein verlassenes Kind zu holen; er konnte nicht Kostgeld nicht mehr bezahlen. Gertrud war damals fünfjährig, sie erschrak Anfangs vor dem wild aussehenden, schweigenden Mann, der sie aus allen gewohnten Verhältnissen riß. Beimgebi war sie ihm gefolgt, allmählig lernte sie ihn lieben. Viele Jahre war sie mit ihm umhergewandert, aber die mannigfaltigen, ver-



Das einsame Haus. Seite 35. (Zeichnung von F. Flüggen nach dem Gemälde von G. Flüggen.)

wandelnden Eindrücke hatten in ihrem Gedächtnisse nur geringe Spuren zurückgelassen, andere hatte die Zeit ganz verwischt. Deutlich stand in ihrer Erinnerung nur das große Fabrikgebäude mit seinen riesigen Schloten, seinen Kohlenfeuern und den gewaltigen Hämmer, in dessen Nähe sie endlich wieder eine Heimathstätte gefunden. Dort, in dem kleinen, von einer Linde beschatteten Häuschen war sie aufgewachsen. Die Fabrik gehörte einem Freunde ihres Vaters, der den Unglücklichen freundlich bei sich aufgenommen und ihm, sein leicht gereiztes Ehrgefühl schonend, die Stelle eines Aufsehers darin gegeben hatte.

Eine gewisse Ruhe war damit in die Seele und das Leben ihres Vaters eingeleitet, aber er blieb ein düsterer, verschlossener Mann. Er vermied den Umgang der Menschen. Nie betrat er eine Kirche, er schalt die Geistlichen Heuchler und Erbschleicher. Wären sie nicht gewesen, würde er jetzt ein reicher Mann sein. Das seien irre und lästerliche Reden, meinte der Freund und ließ das Gespräch, wenn es auf diesen Punkt gekommen, eilig fallen. Gertrud hatte später selbst Gelegenheit, das wunderliche Wesen ihres Vaters zu bemerken, sobald in der Unterhaltung, auch nur gelegentlich, von einem Testament, einer Erbschaft die Rede war. Sein Gesicht wurde erdfahl, und all seine Glieder zitterten. Aber dies Erschrecken dauerte nur eine kurze Weile, in wüthender Heftigkeit schlug er auf den Tisch, und ein Strom wilder Worte, Anklagen und Flüche gegen die Unbarmherzigkeit der Verwandten und die Habucht und Bosheit der Geistlichkeit entquoll seinen Lippen. Noch in den Phantasien seines Todeskampfes hatte er davon gesprochen: seine Tochter sei eine reiche Erbin, es schmähtlich seien er und sie um ihr rechtmäßiges Gut betrogen worden. Wenn diese Klagen Wahrheit enthielten, so that er sich selbst durch die übertreibende Weise, in der er sie vorbrachte, und zu dem Eigensinn, mit dem er jede nähere Aufklärung über seine früheren Verhältnisse verweigerte, Schaden. Der ruhige und verständige Freund betrachtete das Ganze als eine fixe Idee des Unselbigen, dem vielleicht in seiner größten Noth die Hoffnung auf die Erbschaft eines entfernten Verwandten fehlgeschlagen sei: eine Enttäuschung, aus der sich das Andere folgerichtig entwickelt habe. Nach Burgau's Tode hatte der Freund als Gertrud's Vormund die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt, ohne den Fall entlocken zu können, auf den jener angepielt; fester, als je war er davon überzeugt, daß Burgau's aufgeregte Phantasie ihn mit einem Trugbild irre geführt.

Außerlich schien es, als gäbe Gertrud dem Vormund in Allem Recht, im Herzen aber hegte sie den phantastischen Glauben des Vaters — ja, noch mehr, sie erwartete einen wunderbaren Zufall, der ihr einen unermeßlichen Schatz in den Schooß zu schütten würde. Doch war sie klug genug, solche Gedanken tief in die Brust zu verschließen. Nicht aus Neigung, aus dem Zwang der Verhältnisse hatte sie sich zur Erzieherin und Lehrerin herangebildet. Hier die Fährten und das Glend ihres Vaters, dort die rastlose, andauernde Arbeit und der durch sie erworbene Reichtum ihres Vormunds hatten bestimmend auf sie eingewirkt. Die Ermahnungen des Vaters, auf der Mittelstraße des Lebens zu bleiben und nicht dem Flittergold eitrer Kunst auf abschüssigem Wege nachzueilen, waren für sie kaum nötig gewesen; zu scharf und schneidend hatte sich ihr der Gegensatz zwischen einem Leben, das der Verstand leitet, und einem andern, das die Leidenschaft verwirrt, geöffnet, als daß sie in ihrer Wahl hätte schwanken sollen. Und da sie einen starken und entschlossenen Willen besaß, hielt sie sich gegen jede Herzensschwäche für gesiegt. Ihre Anlage zur Schwärmerei, zu dem ziellosen Umherdriften in der weiten Welt der Einbildungen hatte sie zu unterdrücken gewußt, sie erschien immer ruhig, gefaßt, verstandesklar. Wie lebenswürdig und anmuthig sie sich auch gab, ein schwer zu beschreibendes Etwas, das halb die Würde und Kälte einer Matrone, halb eine herbe Jungfräulichkeit war, umfloß sie wie ein Schleier, der sie vor jeder Berührung des Gemeinen bewahrte. Wenn sie saß und im ruhigen Gespräch, sah sie älter aus, als ihre Jahre waren. Nur im Feuer der Unterhaltung, wenn sie lachte oder sang, schimmerte die Blüthe ihrer Jugend.

Während sie ihre Sachen aus dem Koffer in den Schrank und die geschweiften Kästen der Kommode mit den messingenen Beschlägen ordnete, kamen, sie wußte nicht, wodurch hervorgerufen und neu belebt, alle diese Erinnerungen auf sie eingestürzt. Sie mußte die Arbeit unterbrechen und saß, den Kopf auf die Hand gestützt, eine Weile mit geschlossenen Augen. War es die Schwüle des Juniabends in dem engen Gemach, die sie bedrückte? Sie öffnete das Fenster. Vom Hause an die Berglehne mäßig hinansteigend, dehnte sich der Garten aus, der zu der Bestuhlung gehörte. Nach oben hin schloß ihn eine Steinmauer, die zum Theil mit Ephen bekleidet war, gegen die Fahrstraße ab, die dort über den Berg ging. Wohlgepflegte Blumenbeete und Rasenplätze bildeten in der Mitte eine große Baise von Sandstein einen zierlich bunten Kreis. Weiterhin standen einige Kastanien und Linden und oben an der Mauer breitästige Platanen. Die Luft war von dem Dufte der Rosen erfüllt. Weiß und roth blühten sie zu Hunderten in den Gesträuchen. Das blasse Licht des Mondes, der eben über die Berge am See heraufkam, erhellte den Garten und den Fels hinter ihm. Unbeweglich, wie gebannt blieb Gertrud stehen, als jetzt, vom Mondlicht getroffen, die Fenster des einsamen Hauses erglänzten. Deutlich und klar, daß sie die Schieferplatten des Daches hätte zählen können, lag es vor ihr, siegreich hatte der Mond die Nebel niedergebämpft. Mehrere Stufen führten zu dem gewölbten Portal, zu dessen Seiten rechts und links je vier Fenster sich aufthaten. Schwerfällig baute sich darüber das obere Stockwerk auf, steil aufgehend schloß sich das Dach daran. Was kümmert dich dies Alles? fragte sie sich und vermochte doch den Blick von dem Gebäude nicht abzuwenden.

Aus dem mittleren Fenster des Oberstocks fiel das milde, gleichmäßige Licht einer Lampe. Kein Zweifel, dort saß Dtmars. Allein, wie sie.

Dachte er ihrer? Und wenn nicht, warum richteten sich ihre Gedanken immer auf ihn? Schon einmal hatte sie sich diese Frage vorgelegt, sie fing an, ihn als Störer ihrer Ruhe zu betrachten. Aber das Räthsel, das ihr jenes Haus bot, ließ sie nicht mehr los. Seine hohe, fast abgeschiedene Lage, unter sich das lärmvolle Treiben der Alltäglichkeit, hinter sich den düstern Hochwald, seine Stätklichkeit und eigenthümliche Bauart, die es von allen andern Häusern des Städtchens unterschieden, gaben ihr Stoff zu den seltsamsten Erfindungen. Sie dichtete eine merkwürdige Chronik des Hauses, und in allen Vorfällen spielte ein einsam für sich hinlebender Mann, der bald alt, bald jung war, aber immer Dtmars's Züge trug, die Hauptrolle. Du bist eine Thörin, schalt sie sich und wollte vom Fenster zurücktreten. Da gewahrte sie auf dem Wege zum Hause einen Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit aufs Neue fesselte.

Von der breiten Fahrstraße über den Berg ging ein Anfangs schmaler Weg zur rechten Hand aufwärts; er erweiterte sich dann und machte etwa fünfzig Schritte von dem Hause eine starke Biegung. Hier, im Schutz und Schatten einer Baumgruppe, stand eine Nische mit einem Heiligenbilde; ein ewiges Licht in einer rothen Glasfugel schien davor zu brennen. Auf allen Stegen und Straßen sind in dieser streng katholischen Landschaft solche Heiligthümer zu finden: Christus am Kreuz, die Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im Herzen, der heilige Nepomuk und wem nun gerade in der Schaar der Heiligen und Nothhelfer Glaube und Verehrung sich zuwenden. Da war nichts Verwunderliches, dennoch empfand Gertrud es wie einen Stich im Herzen. Eine Decke zerriß vor ihren Augen. Sie hatte an jener Stelle getebet. Vor Jahren, als Kind, in einer stürmischen Nacht, war sie mit ihrem Vater den Berg hinaufgewandert. Es war ein schwerer Gang, Regen und Wind schlugen ihnen in das Gesicht. Seufzend, unentschlossen war der Vater wiederholt stehen geblieben und hatte vor sich hingemurmelt Worte, die sie damals nicht verstanden und die sie jetzt längst vergessen hatte. Vor jenem Bilde hatte er sie aufgefordert, niederzuknien und inbrünstig zu beten. Warum? Um Aufnahme in dem Hause dort oben? Wie verwandelt erschien es ihr jetzt; nicht mehr friedlich und freundlich, drohend, düster und gespenstisch sah es aus. In der Nische aber hatte eine Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde im Arm gestanden, und sie hatte geglaubt, daß ihr Beide zulächelten; frischen Muthes war sie darauf mit ihrem Vater weiter gegangen, und er hatte an die Pforte des Hauses geklopft.

Träumte sie auch nicht? Sie legte die Hand auf die heiße Stirn. Ein unbezwingliches Verlangen ergriff sie, sich durch den Augenschein von der Wahrheit oder Unwahrheit ihrer Einbildungen zu überzeugen. Enthielt jene Nische kein Bild der Mutter Gottes, so täuschte sie sich eben; Wirkliches und Phantastisches hatten sich im Schimmer des Mondes zu einem tollten Spuk verbunden.

Im Hause war Alles still geworden, die neunte Abendstunde ging zu Ende. Wenn durch einen glücklichen Zufall die kleine Gartenthür in der Mauer offen war, konnte sie in wenigen Minuten zu dem Heiligenbilde hinaufgehen und noch schneller zurückkehren. Eilig suchte sie unter ihren Sachen nach einer Umhüllung, die sie zugleich verbergen und vor der Kühle schützen könnte. Der Wind wehte stärker, als vorher, und die Flamme der Kerze flackerte unruhig hin und her.

Da hörte sie leise ihren Namen rufen: „Gertrud! Fräulein Gertrud!“

Sie fuhr zusammen; es war die Stimme des jungen Grafen. Was wollte er, wie durfte er nur wagen, sie so anzurufen? In dieser Stunde? Gab die Freiheit des Landaufenthalts seinen Verbürgungen diese Dreifaltigkeit? Hatte ihr Betragen sie veranlaßt? Sie war dem Neffen ihrer Herrin mit jener Höflichkeit und Freundlichkeit begegnet, die er verlangen konnte. Er hatte sie mit seinen Huldigungen ausgezeichnet. Glaubte er nun, da sie nicht widersprochen, ein Recht auf ihre Neigung zu haben? O über das Glend der Dienstbarkeit! sagte sie leise und preßte die Lippen zornig zusammen. Geräuschvoll schloß sie das Fenster und löschte das Licht, sie wollte ihm jeden Wahn und jede Hoffnung benehmen. Doch hörte sie ihn noch einmal unter ihrem Fenster entlang gehen, der Riesz des Steges knirschte unter seinen Schritten. Ihr war es, als hätte sie die Abhängigkeit und Schutzlosigkeit ihrer Lage niemals härter empfunden. Sie wollte fort aus dem Hause, weit hinaus in die freie, die bunte Welt! Und nachher spottete sie über sich selbst: vor einem eiteln Narren fliehen, der sich einbildet, dich im Sturm zu erobern, weil er reich und vornehm ist! Fühlst du dich nicht stark genug gegen eine solche Versuchung?

In diesem Widerstreit der Gedanken und Stimmungen blieb nur die eine Absicht bestehen: das Heiligenbild am Wege aufzusuchen. Ein Strahl der ewigen Lampe, die dort brannte, würde nicht nur ihre Vergangenheit, sondern auch ihre Zukunft erhellen. Entschlossen hüllte sie sich in ihren grauen Regenmantel und zog die Kapuze über den Kopf. Nun mußte sie trotz alledem lachen. Wer dich aus der Ferne sieht, hält dich für eine graue Schwester oder für eine Büßerin, sprach sie in sich hinein. Was wirst du Alles in dieser Stadt erleben, wenn der erste Abend gleich so abenteuerlich beginnt!

Leise war sie die Treppe hinunter geeilt, sie huschte durch den Garten. Wie sie vermuthet, war die Thür nur durch einen Niegel, der sich ohne Geräusch fortziehen ließ, geschlossen. Hoch auf dem Stand stand sie jenseits der Mauer, auf dem Fahrweg. Wie in Silberdunst gehüllt ragten die Gipfel der Berge in den blau-dunkeln Himmel. Auf dem See schien das Mondlicht zu schwimmen. Von seinem südlichen Ende her kamen die Nebel leuchtend gezogen, wie Träume, die durch ein märchenhaftes Felsensthor schweben. Wie entzückend aber auch dieser Anblick war, Gertrud eilte vorwärts. Noch war die Lampe in dem Mittelfenster des einsamen Hauses nicht erloschen. Bewegte sich ein Schatten in ihrer Nähe auf und nieder?

Da — da ist die Nische. Von weißgestrichenen Steinen ist sie aufgebaut; drei Linden, die jetzt in Blüthe stehen, senken ihre Zweige darauf nieder. Ein kleines Gitter, kunstvoll in Eisen gearbeitet, schließt die Nische nach vorn ab; viel Blumensträuße liegen darin, Gebete sind an die Stäbe geheftet. Ueber dem Heiligenbilde brennt das ewige Licht. Alles ist sorgfältig und sauber gehalten und läßt auf die besondere Verehrung, die dieses Bild genießt, und auf die Freigebigkeit frommer Stifter schließen. Gertrud wagt die Augen nicht zu erheben; was gäbe sie nicht darum, wenn ihre Erinnerung sie getäuscht! Endlich faßt sie sich ein Herz und aufblickend erkennt sie die Madonna, vor der sie als fünfjähriges Kind in der stürmischen Herbstnacht gebetet. Die vierzehn Jahre, die zwischen damals und heute liegen, sind wie weggeflit. Ein halbblauer Schrei entfährt ihr. Im Hause über ihr, klingt nicht ein Fenster? Hat Dtmars sie bemerkt? Und um nicht gesehen zu werden, kniet sie im Schatten der Bäume nieder und verbirgt ihr Antlitz in den Händen.

II.

Die Rückkehr Dtmars Dornberg's war zum Ereigniß für die kleine Stadt geworden. Mehr aus Zwang der Pflicht, als aus Neigung hatte er einige Besuche bei früheren Bekannten machen und Verbindungen, die eine so lange Abwesenheit gelockert, wenigstens äußerlich wieder anknüpfen müssen. Von seinen Jugendfreunden lebte nur noch einer in der Stadt, der eine Stelle bei der kaiserlichen Salinendirection inne hatte: ein Mann von schweigsamem Wesen, wie Dtmars. Ihm allein, das war die Meinung

Aller, hatte der junge Arzt sein Herz ausgeschüttet: warum er heimgekehrt, was er beabsichtige, ob er heirathen würde? Auf diese Fragen wußte Jeder eine besondere Antwort, die abenteuerlichsten Gerüchte gingen von einem Frauenmund zum andern. Man ist eben nicht ungestraft ein reicher, unverheiratheter Mann in einer kleinen Stadt.

Wie abgeschlossen in ihrem Kreise, nur im Verkehr mit den Vornehmern unter den Badegästen die Gräfin Baumgarten auch lebte, es konnte nicht fehlen, daß die Begebenheit, die Alle beschäftigte, ihr mitgetheilt wurde. Gertrud hatte sie richtig beurtheilt: schon am ersten Tage nach Dornberg's Ankunft waren ihr das veränderte Aussehen des Hauses, die geöffneten Fenster, die fremden Gesichter aufgefallen. Hin und her war darüber gesprochen worden. Das einsame Haus, so dicht vor der Tannenwaldung, mit seiner schwerfälligen, an den Stil des vergangenen Jahrhunderts erinnernden Bauart, seinen stets durch grüne Jalousien geschlossenen Fenstern, der Thür mit den eisernen Beschlägen, die so fest verriegelt schien, als sollte sie nie wieder aufgethan werden: Alles hatte bisher der Gräfin zu einem eigenthümlichen, willkommenen Abschluß des landschaftlichen Bildes gebietet, das sie von ihrem Garten aus genoß. Während auf der Vorderseite des Hauses der See und die Esplanade der Stadt ein Schauspiel bewegten und munteren Lebens boten, erschloß sich auf der entgegengesetzten Seite dem Auge und der Seele eine tiefe, liebliche Einsamkeit, der durch die fernen Berggipfel, den Hochwald und das weitläufige, starre, unbewohnte Gebäude ein Zug erhabener Schwermuth beigemischt war. Die Gräfin, die ein gewisses Geschick in der Aquarellmalerei erlangt hatte, wußte dies bereit zu schilbern und klagte um so verdrießlicher, daß die schöne harmonische Stimmung nun auf immer gestört sei. Da der junge Graf Leopold bei diesen Auseinandersetzungen zugegen war, hielt es Gertrud für ein Gebot der Klugheit, ihres Zusammenkommens mit dem Besitzer des Hauses auf der Eisenbahn zu erwähnen, sie glaube übrigens, daß die Frau Gräfin an ihm einen ruhigen Nachbar haben werde.

Am diesem Abend ließ man das Gespräch über Dtmars Dornberg fallen, freilich nur, um es am nächsten um so eifriger wieder aufzunehmen. Der junge Arzt hatte dem Hausmeister für die Frau Gräfin eine Karte überreichen lassen; sie hatte die Wahl, ob sie darin die Höflichkeit eines Nachbarn oder die Werbung und Selbstempfehlung des Arztes sehen wollte. Gertrud's Wangen überflog eine dunkle Röthe, als sie von dieser Annäherung Dornberg's hörte. Nicht um der Gräfin, deinetwillen hat er diesen Schritt gethan, sagte das Unbewußte, das keinen Namen hat, in ihr. Sollte der ruhige Verlauf ihres Lebens plötzlich durch einen Sturm unterbrochen werden? Wenn er dich liebte? Der Eintritt des Grafen, der niemals verfehlte, eine Stunde am Theetisch der gnädigen Frau Tante zuzubringen, unterbrach den Gang ihrer Gedanken. Er brachte diesmal, wie er sagte, einen ganzen Sad voll Neuigkeiten mit, „und alle, meine Damen,“ setzte er lachend hinzu, „betreffen das große Ungeheuer in dem Hause vor den Tannen.“ Wie viel von seinen Erzählungen nun auf strenger Wahrheit beruhte, was die Leichtgläubigkeit der Nachbarn erfunden oder was gar der beweglichen Phantasie Leopold's anzurechnen war, mochte dahin gestellt bleiben; das Ganze machte doch einen starken Eindruck auf die Zuhörerinnen und hob unmerklich den Arzt aus der Reihe der tugendmännischen heraus. Dornberg's Vater war ebenfalls Arzt gewesen, lang ansässig in der Stadt; von ihm hatte Dtmars das scheue, zurückhaltende Wesen geerbt. Der Vater sollte die Anatomie mit Leidenschaft geübt und den Sohn schon früh zu diesen so nothwendigen und schrecklichen Uebungen herangezogen haben. Um den Arzt verbreitete sich bald Etwas wie eine unheimliche Wolke; den meisten Einwohnern der kleinen Stadt erregte er ein abergläubisches Grauen, selbst manche glückliche Curen, die ihm gelangen, vermehrten nur die Furcht vor ihm. Den stärksten Gegenatz zu ihm, seiner Düsterei und gelehrten Wunderlichkeit bildete seine behäbige, weltersahrene Frau. Zwar wurde auch ihr manches Böse nachgesagt, daß sie unter dem Schein der Gutmüthigkeit und eines beständigen Lächelns List, Habgier und Heuchelei verberge; aber dieser Nachrede widersprach ihre immer würdige und ehrbare Haltung, das Ansehen, in dem sie bei der Geistlichkeit der Stadt, trotz oder vielleicht wegen des Unglaubens ihres Gatten stand. Die Dornberg's hatten für die Verhältnisse der Gegend ihr Auskommen, aber sie waren nichts weniger als reich. Der Mann verwandte auf die Erziehung seines Sohnes und seine Bücherei, die Frau auf ihren Putz eine für ihre Verhältnisse beträchtliche Summe. Woher nun der plötzliche Reichtum des Sohnes? Die Einen behaupteten, der alte Dornberg sei ein Geizhals gewesen, der seine Schätze bis zu seinem Tode verheimlicht hätte; die Andern schrieben Alles einer Erbschaft zu, die Frau Dornberg und ihr Sohn nach dem Tode des Alten gemacht. Dies stand fest: das einsame Haus, das Dtmars jetzt bewohnte, war ihm durch eine Erbschaft zugefallen. Noch vor vierzehn Jahren hatte es einem Fräulein von Edelsheim gehört, die, mit der Mutter Dtmars's eng befreundet, es ihr hinterlassen.

Der junge Graf hatte in der Schilderung dieser Verhältnisse und Personen seinem Witz die Bügel schießen lassen und spöttlich angedeutet, daß die Frau Dornberg wahrscheinlich das alternde reiche Fräulein mit Liebenswürdigkeiten zu umgarnen gewußt habe, um den Löwenantheil der Erbschaft zu gewinnen. Wenn er geahnt, welche Bewegung er mit diesem leichtsinnig hingeworfenen Wort in Gertrud's Seele hervorgerufen! War hier die Schuld gegen ihren Vater und sie begangen worden? Waren die Klagen ihres Vaters nur zu berechtigt gewesen? Sie verstrickte sich in ein Irreal von Vermuthungen und Möglichkeiten und hörte kaum noch auf die fernere Erzählung Leopold's. Nach dem Tode des Fräuleins hatte sich Frau Dornberg triumphirend in dem Hause eingerichtet und die große Dame gespielt. Nicht ohne Kummer und Sorge indeß; ein Zwiepalt sei zwischen Mutter und Sohn ausgebrochen, der sich täglich mehr verbittert habe; in Born hätten sich beide von einander getrennt. Dtmars sei auf Reisen gegangen, die Mutter, während er im Orient geweiht, plötzlich geflohen; bei alledem neige sich die Meinung der Stadt auf seine Seite, man gäbe ihm Recht und verurtheile die Mutter.

In einem Badeaufenthalte, in ländlicher Einsamkeit sind wir empfänglicher für die kleinen Leiden und Freuden unserer Umgebung; je ruhiger und gleichmäßiger der Verlauf des Daseins ist, um so mächtiger wird unsere Aufmerksamkeit von jedem Fremdartigen, das in den stillen Kreis tritt, angezogen. In der großen Stadt würde die Gräfin Baumgarten dieser Geschichte nicht einmal vorübergehend ihre Theilnahme zugewendet haben, hier empfand sie eine angenehme Aufregung darüber. Dtmars Dornberg konnte kein gewöhnlicher Mensch sein; seine Stellung als Arzt, seine weiten Reisen rückten ihn der Aristokratie näher, die gefällige

Freiheit, welche alle auf dem Lande genießen, kam dazu: die Gräfin erklärte, sie werde den merkwürdigen jungen Mann am nächsten Abend einladen. Ihre Neugier hatte ihre Vorurtheile überwunden. Am Theetisch, wo sie beschäftigt war, zitterte Gertrud. Was soll das werden? Spielte ihr die Parze den verworrenen Knäuel des Schicksals abspülend in die Hände? Leopold that einen Augenblick verwundert, um sich nachher den Ansichten der gnädigen Frau Tante, wie einer, der höherer Einsicht gerne weicht, willfährig anzuschließen. Im Innern freute er sich seiner Geschicklichkeit; ohne es zu merken, war die Tante in die Falle gegangen. Wenn er Gertrud gegenüber sah, sagte sich Leopold, wenn sie ihn ansehen muß, dann wird es sich ja zeigen, ob sie ihn liebt. Ihn verzehrte eine brennende Eifersucht, ohne daß er einen Grund dafür angeben konnte. Trug die Lustwelle, die auf und nieder zwischen dem einsamen Hause und dem Garten wehte, Liebesworte, Liebeskime in ihrem Schooß?

Für Gertrud freilich brachte sie nur Unruhe und Schrecken. Gab es keinen Vorwand, der Begegnung mit Otmars Dornberg auszuweichen? Seit der Diener, den die Gräfin am Morgen mit ihrer Einladung nach dem einsamen Hause hinauf geschickt hatte, mit der Antwort Dornberg's: er werde der freundlichen Aufforderung folgen, zurückgekehrt war, sann Gertrud über diese Möglichkeit nach. Sollte sie, Krankheit vorschüßend, auf ihrem Zimmer bleiben? Aber die Gräfin pflegte solche Störungen der Hausordnung mit verdrießlichem Gesicht aufzunehmen, und wenn sich Gertrud auch darüber hinwegsetzte, in welchem Lichte mußte ihre Handlungsweise Otmars erscheinen, zu welchem Verdacht dem Grafen Anlaß geben? Mit dem klugen Blick des Weibes hatte sie seine Gereiztheit gegen den Arzt, die auslobernde Eifersucht erkannt. Unzufrieden und unwillig über sich selbst irte sie im Hause umher. Schon sah sie in Otmars etwas wie den Räuber ihres Erbes und doch vermochte sie ihn nicht zu hassen. Im Gegentheil, es war ihr, als sähe er sie mit seinen braunen schwermüthigen Augen bittend an.

Wenn unser Herz bewegt ist, glauben wir es am schnellsten durch einen Gang in das Freie zu beruhigen. Wie unablässig auch die verschiedensten Kräfte in ihr ringen und sich einander bekämpfen, äußerlich gewährt die Natur, an einem milden Sommerstage, das Bild eines nie gestörten, majestätischen Friedens. Diese gewaltigen Felsen, die schneebedeckten Firnen, die stille, langsam wallende Wasserfläche, die unermessliche Wölbung des Himmels darüber erscheinen als eben so viele Symbole der Ewigkeit, in deren Anblick unsere Sorgen und Leidenschaften verstummen. Indem wir uns als ein Glied, wenn auch nur als ein Sandkorn, des Ganzen fühlen, nehmen wir unwillkürlich auch an seiner Harmonie theil. Gertrud war mit der Gräfin Flora an dem Westufer des Sees entlang gegangen. Im anmuthigen Wechsel zwischen sanften Höhen und ebenen Feldern zieht es sich in vielen Windungen hin. Hier und da hat das Wasser tiefe Buchten gebildet; weit hinein wächst dort hochstehendes Schilf und Rohr, von Wasservögeln bevölkert, dahinter dehnt sich im schönsten, sammetweichen Grün die Wiese aus, einzelne reichere Bestäuber haben die Anlage kleiner Obstplantagen versucht. Auf einem Vorsprung des Ufers hatte sich Gertrud niedergelassen, eine Holzbank diente den Wanderern zum Ruheplatz. Viele Boote fuhren über den See, mit bunten Wimpeln, die Segel gebläht im Wind. Anfangs hasteten Gertrud's Blicke an keinem, sondern gingen wie ihre Gedanken ohne Ziel und Bestimmung in die dämmernde Ferne; dann aber blieben sie auf ein Fahrzeug gerichtet, das mit besonderer Geschicklichkeit geleitet wurde. Fast in gerader Linie kam es vom jenseitigen Ufer über die ganze Breite des Sees daher. Es schien in die Bucht einlaufen zu wollen, die sich zu Gertrud's Füßen ausdehnte. Wollte der Mann, der im Boote saß, in die Villa, die weiterhin am Wege lag? Lachte ihn der Aussichtspunkt? Da, an der Haltestelle legte der Schiffer an. Erst jetzt erkannte Gertrud, wie er an das Gestade sprang, den Mann, der bisher, halb vom Segel gedeckt, am Steuer rudert gewesen. Es war Otmars Dornberg. Ihre erste Bewegung war aufzustehen und zu entfliehen, ihr natürlicher Stolz indessen hielt sie zurück. Welche Eitelkeit, zu glauben, daß er iretwegen heraufgekommen! War es denn so gewiß, daß er sie anreden würde? Und wenn es geschah, konnte sie ihm hier, von keinem Späherauge beobachtet, nicht freier entgegentreten, als im Saal der Gräfin? Vor jeder ernsteren Wendung des Gesprächs sicherte sie die Gegenwart Flora's, die neben ihr beschäftigt war, aus Wiesenblumen einen Kranz um ihren Strohhut zu flechten. Als Otmars die Spitze des Hügel's erreicht hatte und sich seiner Reizegefahr hin gegenüber sah, ergriß ihn ängstliche Verlegenheit. An seiner Verwirrung konnte sie merken, daß er nicht daran gedacht, sie hier zu finden. Die Befangenheit, mit der er sie begrüßte, sprach selbst gegen die Kälte und Gemessenheit ab, die er während der Reize gezeigt. Die Augenblicke, die sie so in Schweigen verharrten — Gertrud hatte, nachdem sie seinen Gruß erwiedert, einige Blumen ergriffen und drehte die Stiele derselben zwischen den Fingern geschäftig hin und her — schienen sich, so kurz sie waren, für ihr Empfinden endlos auszudehnen.

Sie haben sich einen der schönsten Punkte ausgesucht, mein Fräulein," fing er mit stöcker Stimme an, "für eine Fremde in dieser Gegend . . . nun konnte er seinen Satz nicht vollenden, denn bei dem Worte: Fremde erhob sie schnell ihr Gesicht zu ihm.

"Nicht hat kein besonderer Glückszufall hergeführt," entgegnete sie langsam, und ihre Augen senkten sich wieder, "sondern meine Schwestern, die hier schon bekannt sind."

Wie sie sein Gesicht auch durchschrift: sie konnte sich nicht erinnern, daß sie ihn an jenem Abend, wo ihr Vater an die Thür des einsamen Hauses geklopft, gesehen hatte. Ihn aber schien sie ein desto schwierigeres Räthsel aufzugeben. Der kühle Ton, mit dem sie sprach, war nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, er hatte seine gewohnte Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Die Hand auf die Banklehne gestützt, stand er neben ihr und nannte ihr die Verge, die Thäler auf dem andern Ufer des See's. Seine Weise war angemessen und verbindend, und doch fühlte sie bei seinen Worten und Blicken eine geheime Pein. So gleichgiltig ihr Gespräch war, sie merkte ihm eine tiefere Bewegung an, daß er ein noch namenloses Etwas an und in ihr entdecken wollte oder gar schon entdeckt hatte.

Zum Glück für die Unterhaltung mischte sich Flora mit allerlei Fragen und Wünschen ein; Otmars erfuhr, daß die Gräfin Baumgarten den Sommer und einen Theil des Herbstes am See zubringen würde, und harmlos knüpfte das Kind die Frage daran: "Bleiben Sie auch so lange hier?"

"Das hängt von den Umständen ab," entgegnete er zu Gertrud gewendet. "Es geht mir eigenthümlich mit meiner Heimath. Lange bin ich umhergereist, ohne eine andere Empfindung zu haben, als die: immer weiter, weiter! Dann ist der Rückschlag

gekommen; mitten in dem frischen und anregenden Treiben einer großen Stadt hat mich die Sehnsucht nach der Stille, nach der heimischen Erde ergriffen. Verzeihen Sie es dem Arzt, der dies poetische Heimweh prosaisch aus Erschöpfung der Nerven, aus Langerweile und Ueberdruß erklärt. Jetzt bin ich hier und . . ."

Da er schwieg, ergaunzte Gertrud: "Und Sie finden nicht, was Sie erwartet; das ist das Ende aller Wünsche."

"Alle Wünsche? Welch ein Leben lebten wir dann! Nein, mein Fräulein, ich habe eine freundlichere Ansicht vom Dasein, es gibt eine höchste Befriedigung."

Sie wußte nicht warum, aber sie erröthete und wandte ihr Gesicht ab.

Darüber war es Zeit geworden, aufzubrechen und heimzukehren. Freundlich bot Otmars seine Gondel zur Fahrt nach der Stadt an. Gertrud wollte ablehnen, aber der Zübel des Kindes kam ihr zuvor. "Ja, ja! In der Gondel!" rief die Kleine und lief in die Hände klatschend den Hügel zum Gestade hinunter.

"So geht es den Weisen und Verständigen," bemerkte lächelnd der Arzt. "Sie sind so stolz auf die Freiheit ihres Willens und in Wahrheit werden sie von den Unmündigen am Gängelband geführt."

"Uns führt das Schicksal. Ob es dazu die Hand eines Kindes oder ein erschütterndes Ereigniß wählt, ist es nicht dasselbe? Wir sind immer blind und werden geblendet."

"Bei Ihrer Jugend — erlauben Sie mir dies Wort! — welch düstere Weltanschauung! Sorge, Kummer, traurige Erfahrungen, keinem bleiben sie erspart; allein ich meine: wir sollten solche Stimmungen nicht fest in uns werden lassen und aus ihnen, die notwendiger Weise vorübergehend sind, nicht unumstößliche Grundfäße machen."

"Wenn aber das Leben uns beständig diese Welt als Fesselbild zeigt . . ." Sie hatten das Kind wieder eingeholt, das, an der Spitze des Rahms stehend, ihnen mit seinem Kranze lustig zuwinkte, und Gertrud schwieg.

Während der Fahrt über den See wurde der ernste Ton der Unterhaltung nicht mehr angeschlagen. Theils verhinderte die Anwesenheit Flora's die Vertiefung der Gesprächsleiten, theils verklang in der lieblichen Heiterkeit der Landschaft die bittere Empfindung selbst. Wie ein letzter Nachhall zitterte in Gertrud's Auge eine Thräne; Otmars, der seinen früheren Platz am Steuer wieder eingenommen hatte, bog sich zu ihr und fragte leise: "Wem fließt diese Thräne?"

"Halb der Freude, halb der Erinnerung," entgegnete sie und versuchte zu lächeln.

An dem Landungsplatz in der Stadt empfahl sich der Arzt. Der gütigen Einladung der Gräfin zufolge hoffte er seine lebenswürdigen Begleiterinnen heute noch einmal zu sehen, äußerte er beim Abschied scherzhaft zu der Kleinen, die ihm nun ihrerseits mit dem Anstand einer großen Dame eine Verbeugung machte. Auf Gertrud richtete er jenen forschenden und schwermüthigen Blick, der sie schon einmal in Verwirrung gesetzt. Die Sorge, die Mutter von dem gefälligen Abenteuer zu unterrichten, wollte sich Flora nicht nehmen lassen, sie erzählte mit solchem Feuereifer, daß Gertrud ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte. Nein, es war nicht die Eitelkeit des Mädchens, die ihm eine Theilnahme für sie zuschrieb: er folgte ihren Spuren, er suchte sie auf. Hatte er eine Ahnung von dem unsichtbaren Netz des Schicksals, das über sie beide geworfen? Den Zusammenhang zwischen den Klagen ihres Vaters und der Erbschaft, die Dornberg gemacht, vermochte sie noch nicht zu enthüllen, aber so weit in diesem Falle das dunkle Gefühl das Richtige traf, war sie die widerrechtlich Enterbte und Otmars der glückliche Besitzer. Sollte sie vor ihn hintreten und ihren Anspruch erheben? Als ob er schuldig wäre! Er hatte das Haus von seiner Mutter empfangen; brauchte er zu wissen, durch welche Mittel diese zu ihrem Reichthum gekommen war?

Die Pflichten, die Gertrud in der kleinen, von der Gräfin eingeladenen Gesellschaft zu üben hatte, machten ihrem grübelreichen Sinnes ein schnelles Ende. Mit größerer Genußnahme als je freute sie sich an diesem Abend der Fülle ihres braunen Haares, ihrer schlanken, zierlichen Gestalt, ihrer einfachen und doch vornehm geschmackvollen Tracht. Zum ersten Male in diesen Gesellschaften, die ihr sonst so peinlich waren, wollte sie gefallen und hervorragen. Mit vieler Gewandtheit fand sich Dornberg in dem adeligen Kreise zurecht. Es diente sehr zu seiner Empfehlung, daß einer der Gäste, ein Rath aus dem Ministerium des Auswärtigen, mit ihm Palästina und Syrien bereist hatte. Leicht knüpfte sich so Nahes und Fernes, Vergangenheit und Gegenwart aneinander. Der vortheilhafte Eindruck, den Dornberg's Betragen, die Feinheit, mit der er zu hören, die Schlichtheit, mit der er von seinen Reisen zu erzählen verstand, auf die Gesellschaft ausübte, verdroß den Grafen Leopold. Obgleich Gertrud und Otmars durch die ganze Länge des Zimmers von einander getrennt saßen, und Otmars mit kluger Vorsicht noch nicht ein Wort mit ihr gewechselt hatte, dünkte es Leopold, als spräche sein Nebenbuhler doch nur für sie und sähe über die Andern hinweg sie allein. Er änderte plötzlich durch einige Einwürfe den allgemeinen Gang des Gesprächs und brachte es auf die Verhältnisse, wie er sagte, die "Geheimnisse" der kleinen Stadt. Gertrud glaubte auf Radeln zu sitzen, sie fürchtete für sich, für Otmars, den sie, im Widerwillen gegen Leopold, schon als einen Freund zu betrachten anfing. Wie listig und herausfordernd aber auch der Graf seine Fragen stellte, der Arzt beharrte allen gegenüber seine Kaltblütigkeit. Nur einmal, als die Rede auf seine Mutter kam, runzelte er die Stirn, und der Ausdruck seines Gesicht's wurde finster und drohend. Diese Veränderung war um so auffälliger, je mehr er seine Mienen bisher beherrscht hatte. Die Gräfin beilegte sich, die Ungeschicklichkeit ihres Neffen, denn dafür hielt sie seine Aeußerung, wieder gut zu machen, indem sie die herliche Lage des Dornberg'schen Hauses rühmte, gerade, als müsse eine Mutter, die ihrem Sohne solch statklichen Besitz hinterlassen, eine vorzügliche Frau gewesen sein. Wenigstens schlug die Unterhaltung damit eine andere Richtung ein, und die "Geheimnisse" des einsamen Hauses wurden nicht, wie der Graf vielleicht erwartet hatte, aufgeführt.

Ohne weiteren Zwischenfall verlief der Abend; es war diesmal keine Redeform der Höflichkeit, wenn die Gäste und die Herrin des Hauses sich wechselseitig beim Abschiede versicherten, daß sie seit längerer Zeit keine angenehmeren Stunden verlebte. Flora wollte ihrem neuen Freunde den kürzesten Weg durch den Garten zu seiner Wohnung zeigen, und bereitwillig folgte er ihr. "Ein liebenswürdiger Mann!" sagte die Mutter, die sich in ihrem Kinde geschmeichelt fühlte, zu der älteren Tochter und dem Grafen, die neben ihr standen, gab aber doch der Erzieherin einen Wink, sich dem Paare anzuschließen. Otmars kannte die Vorurtheile und Aengstlichkeiten der vor-

nehmen Gesellschaft; das junge Mädchen an der Hand war auf der letzten der Stufen, die von dem Saal in den Garten niederführten, stehen geblieben, als beschaue er den Garten.

"Als ich so jung war, wie Sie, Comtesse Flora," jagte "da war hier Nichts als Steine und Fichtengestrüpp . . ."

Er schwieg, er fühlte Gertrud's Aftem hinter sich.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Unwillkürlich mäßigten sie ihren Schritt, als sei in ihnen beiden der Wunsch ihr Zusammensein so lang als möglich auszudehnen. Die Kleine wurde ungeduldig und entließ ihn.

Auf dem Pfade lag das Halbdunkel eines Sommerabends Otmars; und als Gertrud erschreckt aufschaute, sah sie ein blaßes, schmerzverzerrtes Gesicht.

"Ist Ihnen ein Leid geschehen?" fragte sie.

Ob nun die Kraft der Selbstbeherrschung, die er im Kreis der Gesellschaft gegen so viele Angriffe standhaft erprobt hatte, jetzt, wo sie nicht mehr herausgefordert wurde, nachließ, oder ihn der Anblick und die Stimme Gertrud's, in der ein inniges Mitgefühl ausklang, in Verwirrung brachte: "O meine Mutter wiederholte es seufzend, in Verwirrung auch gegen: "Was sie sagen für mich war sie voll Liebe und Zärtlichkeit!"

"Sie scheiden mit keiner guten Erinnerung aus unserm Hause Herr Dornberg," entgegnete sie, aber der Schluss: lassen Sie mich nicht entgelten — kam ihr nicht über die Lippen.

"Auch Sie hatten eine Mutter," fuhr er, ohne auf ihre Worte zu achten, fort, "eine Mutter, die Sie pflegte und schützte, welche ein Schmerz mußte es für Sie sein, beständig eine schlimme Nachricht über die Tode zu hören, eine Nachricht, die ihr Vorbeden befecht!"

"Ich würde es nicht dulden," sagte sie stolz.

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn, und ihre beiden Hände faßend, fragte er: "Hieß Ihre Mutter nicht Natalie . . ."

Dazwischen rief das Kind, sich hinter die Gebüsche an der Gartenmauer duckend: "Sucht mich, sucht mich!"

Gertrud war wie betäubt. Was wollte er? Hatte er ihn Mutter gekannt? Drohte das Schloß des Geheimnisses aufzuspringen? Hastig entzog sie ihm ihre Hände und sagte: "Ich habe keinen Grund, den Namen meiner Mutter zu verschweigen; sie hieß Natalie, Natalie Walter."

"Natalie!" Es zuckte etwas wie ein Blitz über Otmars Züge.

Aber schon hatten sie die Thür erreicht, die Kleine sprang heran, schweigend grüßten sie sich.

Verwirrt, unsicher kehrte Gertrud in den Saal zurück, merkte es nicht, daß Graf Leopold sie mit finsternen Blicken den Kopf zu Füßen maß.

III.

Wie von einem unsichtbaren Gegner verfolgt, war Otmars durch den Hügel hinab und durch die Gassen des Städtchens geeilt. "Ich ist es! Sie ist es! Natalie!" sagte er mehrmals vor sich hin. Er suchte den Freund auf, der ihn mit bestürztem Gesicht empfangen würde. "Wie siehst Du aus? Was ist geschehen?"

Otmars hatte sich in den Lehnstuhl geworfen und winkte der Hand dem Freunde zu, ihn eine Weile nicht zu bestürmen, er bedürfte von dem raschen Gange der Erholung, von der er schütterung seines Geistes der Sammlung.

Unruhig ging der Freund in dem Gemach auf und nieder. Was wird es geben? schien er sich selbst zu fragen. Otmars hatte immer eine wunderliche Weise gehabt, einen Gang zum Abenteurlichen; seine Reisen, so meinte der besorgte Mann, hätte ihn noch mehr darin verstärkt.

"Endlich habe ich sie gefunden," fing Otmars an, "hilst mir rathe mir!"

"So erkläre Dich nur! Wen hast Du gefunden?"

"Das Mädchen, dessen Erbe in meinen Händen ist! Natalie's Tochter, die wir . . ." Er warf sich an die Brust des Freundes. "Erspare mir die Beschämung, die Schande meiner Mutter vor Dir zu enthüllen!"

"Otmars," erwiderte der Andere bedächtig. "Schon vor Jahren gefielst Du Dir eigenmächtig in diesen Hirngespinnsten, die sie zu verbannen, riefest Du sie herbei. Beruhige Dich, jetzt ist das uns die Angelegenheit endlich einmal ohne Vorurtheil überlegen."

"Du weißt nicht Alles!" sagte Otmars.

"Ich will Dir sagen, was ich weiß, und mit meiner Meinung nicht zurückhalten."

Sorgfältig schloß er seine Thür, schraubte die Lampe hoch und nahm neben dem aufgeregten Freunde Platz, der unruhig wandt in die dunkelste Ecke des Zimmers startete, als müsse dort eine Gestalt ihm entgegen erheben . . . ob zum Segen oder zum Fluch?

"Das Fräulein von Edelsheim," begann der Rath in schlug dabei, wie es seine Gewohnheit war, in gleichen Paaren leise auf die Armlehne seines Sessels, "hinterließ Dir und Deiner Mutter das Haus am Hochwald und einen Theil ihres Vermögens, die größere Hälfte erbte die Kirche. Von dem Tode des guten Fräuleins an bist Du schwermüthig und ein Kopfstarr geworden. Ich entsinne mich, daß Du einmal ganz verstört mir gekommen bist, Dich an meine Brust geworfen und ausgerufen hast: das ungerechte Gut brenne Dir in den Händen, und Fräulein hätte arme Verwandte gehabt, denen allein gehörte Erbe. Dann bist Du in die Fremde gegangen und alle diese Gerüchte sind allmählig verdämmert und verschollen. Dies ist meine Wissenschaft von dieser Geschichte, und wie damals sage ich heute wieder: Du übertreibst."

"Ist das Deine ganze Meinung?" unterbrach ihn nicht ohne Bitterkeit Otmars.

"Du bist krank, Freund; aus meinen Worten wie aus meinem Schweigen laugst Du Gift. Was ich von alledem halte, von Deiner Aufregung, von dem Geschwätz der Leute? Lange ehe zum Sterben kam, stand das Fräulein im freundschaftlichen Verkehr mit Deinen Eltern. Dein Vater war ihr Arzt, sie verdankte sie Erleichterung in ihren Leiden, Dich liebte sie einen Sohn, sie verzog Dich mehr als Deine eigene Mutter. Weder vor noch nach ihrem Tode hat Jemand von ihren Verwandten gehört, im Gegentheil, Jeder in der Stadt und Du selbst wußtest es, daß der alte Herr von Edelsheim nur diese eine Tochter gehabt. Fünf, sechs Jahre hat sie nach ihrer Heimkehr in der Hauptstadt in unserer Mitte gelebt, wer hat sie besichtigt? Kein Bruder, keine Schwester, kein Vetter! Gern will ich Dir zugeben, daß ihr irgendwo entfernte Verwandte gelebt . . . Also doch!"

„Ja wohl; aber diese haben sich nie um sie gekümmert, und sie hat mit Recht der Undankbaren vergessen. Nun stirbt sie, ihr Du und Deine Mutter — werdet reich, Reid und Verleumdung übertreiben den Werth der Erbschaft; man mißgönnt euch das Erworbene, man zischelt sich in die Ohren, es kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, da ist Erbchleicherei geschehen. Die Kirche magt man nicht anzugreifen, auf euch fällt die ganze Schwere der Beschuldigung. Dein zartes Ehrgefühl fühlt sich verletzt, beleidigt; Du forderst Rechenschaft von Deiner Mutter, sie nach ihrer hitzigen Art und leidenschaftlichen Natur weist Dich ab; damit ist für Dich Alles entschieden, Du bist im Besitz ungerechten Gutes!“

„Wie trefflich reimest Du die Dinge zusammen, wie harmlos erscheinen sie in der Beleuchtung, die Du ihnen gibst! Nur schade, daß es ein falsches Licht ist! Nicht ein Thor, ein Schuld-beladener kam ich damals zu Dir, ich wollte sprechen, wollte Dir Alles vertrauen — da schloß mir Eins den Mund: die Liebe zu meiner Mutter! Ja wohl die Liebe! Denn . . . meine Mutter ist die Schuldige!“

Ein langes Schweigen trat ein. Der Rath vermochte gegen eine solche Behauptung keinen Einwand zu erheben, nur steigerte nicht lindern konnte sein Trost oder sein Widerspruch die Verbitterung und Trauer Otmars.

„Ich würde,“ hub dieser von Neuem an, „das schreckliche Geheimniß in mir verschlossen haben, wenn nicht eine wunderbare Fügung des Geschicks mich mit dem Mädchen in Berührung gebracht hätte, die den ersten und einzigen Anspruch auf das Erbe des Fräuleins besitzt. Kaum setze ich den Fuß wieder auf den Boden meiner Heimath, steht auch die alte Sorge leibhaftig vor mir. Nicht finster und zornig, mit drohend erhobenem Arm — nein, Freund, in herzberührender Gestalt! Ein Mädchen . . . doch ich will der Ordnung nach erzählen!“

„Wohl; von dem Mädchen, wenn es Dir möglich ist, nachher,“ entgegnete der Rath und unterdrückte ein halbes Lächeln.

„Eins hängt mit dem Andern aufs Innigste zusammen, es ist wie ein Verhängniß!“ begann Otmars. „Den Ursprung unsers Verhältnisses zu dem Fräulein von Edelsheim hast Du richtig geschilbert. Sie suchte für ein tödtliches Leiden nicht Hilfe, doch Viderung bei meinem Vater. Allein stehend im Leben, durch Schicksalschläge verbittert, floh sie die lärmende Geselligkeit der Menschen und hatte ein trübliches Wesen angenommen. Meine Mutter schloß sich ihr an. So ungleich die Gemüthsstimmung beider Frauen war, ihr Verkehr wurde immer inniger. Dem kranken Fräulein that die Hilfe meiner Mutter, ihre gleichmäßige Ruhe wohl, und meine Mutter fühlte sich in dem großen, reich und behaglich eingerichteten Hause wie eine kleine Fürstin. Alles geschah dort bald nach ihrem Willen. Darüber starb mein Vater, und jetzt erst, glaube ich, dämmerte der Gedanke in meiner Mutter auf, einen Theil der Erbschaft des Fräuleins für sich zu gewinnen. Wir waren arm, und der Ehrgeiz meiner Mutter ging von jeher dahin, ein Vermögen zu erwerben. Nicht für sich, aber für mich! Ich sollte nicht, nach ihrem Ausdruck, mit all meiner Wissenschaft ein armer Schlucker bleiben wie der Vater. Mühe kostete es schließlich, das Fräulein für diesen Plan günstig zu stimmen. Vielleicht hatte sie selbst einmal das Wort fallen lassen, daß sie mich in meinen Studienjahren unterstützen wollte — ein Wort, das nun die Flamme der Habsucht in der Brust meiner armen Mutter entzündete. Ich lebte damals ganz, wie Du weißt, in einer inneren Welt und gab auf das, was um mich her geschah, wenig Acht. Desto eifriger bemühte sich der Pfarrer, der bei dem frommen Fräulein ein gern gesehener Gast war, die Absichten meiner Mutter zu errathen. Später, als die Krankheit zunahm, einigten sich beide. Der Pfarrer soll dann zuerst der Kranken gesehen haben, ein Testament zu machen. Der schwache Wille des Fräuleins war längst von dem thatkräftigen Charakter meiner Mutter, von der einschmeichelnden Beredsamkeit des Pfarrers unterjocht, dazu kam, daß die Forderungen Weider mit den Wünschen ihres Herzens übereinstimmten. Sie liebte mich, sie glaubte dem Sohne ihres Helfers, wie sie meinen Vater nannte, Dankbarkeit schuldig zu sein; die Kirche verehrte sie als gläubige Katholikin und war überzeugt, daß die Schäge, die sie ihr schenkte, ihrer Seele im Jenseits als Gutthaten angerechnet werden würden.“

„Ein trauriger Abend brach für uns herein. Er war zur Unterzeichnung des Testaments bestimmt. Sie hatte, wie es Kranke, die ihren Willen gleichsam noch einmal beweisen wollen, zu thun pflegen, in der letzten Zeit gar nicht mehr darüber gesprochen und nur ihrem Advocaten Balthasar Mittheilungen gemacht. Bei verschlossenen Thüren hatte sie ihm den Entwurf ihres Testaments diktirt. Eitele Vorwitz! Balthasar war nur ein Werkzeug in der Hand meiner Mutter, sie gab ihm die Anweisungen, nach denen er handeln, wofin er den Willen des Fräuleins lenken sollte. Schön geschrieben, mit den Siegeln versehen hatte er jetzt die Reinschrift des Testaments in das Haus gebracht. Er warf dem Pfarrer und meiner Mutter triumphirende Blicke zu. Aber sie erwiderten dieselben nicht. Ein Ereigniß, das nicht in die gewohnte Ordnung des stillen Hauses stimmte, hatte sie erschreckt. Die Kranke hatte sich plötzlich am Morgen aus ihrem Bett erhoben, war mit Hilfe ihrer Wärterin zu dem großen, sonst immer geschlossenen Schrank des Zimmers gegangen, hatte ihn geöffnet und aus einem verborgenen Schubfach einen Haufen Papiere gezogen. Beim Lesen derselben überraschte sie meine Mutter; das arme Fräulein zerfloß in Thränen und rang die Hände. Aber sie duldete nicht, daß meine Mutter die Briefe und Documente berührte, ja nur einen Blick hineinwarf. Erst als Drängen des Arztes bewog sie, die aufregende Lectüre zu unterbrechen. Auf ihren Wink legte ein alter Diener, auf dessen Treue sie sich verlassen konnte, die Papiere zusammen auf einen er Sessel: „ich könnte sie noch nöthig haben“, sagte sie mit schluchsender Stimme. Dies Wort schien meiner Mutter nichts Gutes zu bedeuten, und auch der Pfarrer, dem sie es bei seiner Ankunft mittheilte, machte ein bedenkliches Gesicht. Ich war ein stiller Zeuge all dieser Vorgänge gewesen, ahnungslos dessen, was sie bedeutete, nur voll Mitleid für die Kranke und in unruhiger Erwartung der nächsten Zukunft.“

„Wir waren alle in dem großen Mittelzimmer des Hauses versammelt. In einer Wandnische stand das stattliche altmodische Gardinenbett des Fräuleins mit kostbaren Vorhängen. Nach kurzer Ruhe hatte sich die Kranke wieder erhoben und saß nun auf Kissen unterstützt in ihrem Armstuhl. Ihr langes faltiges weißes Gewand hob die Blässe ihres Gesichtes noch mehr hervor, eine Strähne ihres schönen vor der Zeit ergrauten Haares drängte sich aus ihrer Schlafhaube und fiel auf ihre Schulter. Wir saßen in den Tischen, ihr gegenüber der Pfarrer und meine Mutter, ihr zur Seite der Advocat. Ich hatte mich der schmerzlichen, aufregenden Scene entziehen wollen, aber die Kranke bat mich so

rührend zu bleiben, daß ich nicht widerstehen konnte. Weinend stand die Krankenwärterin hinter dem Stuhl ihrer Herrin, die sich nur mühsam aufrecht hielt. Ein Kreuziig in der Mitte des Tisches gab dem Ganzen etwas Düsteres und Feierliches. Mit eintöniger Stimme las Balthasar die einzelnen Sätze des Testaments vor. Du kennst seinen Inhalt, und ich hatte damals kaum Licht darauf, mir war es, als berühre mich diese Sache nicht im Entferntesten, meine Augen waren auf die Leidende gerichtet, auf deren Antlitz ein schwerer Seelenkampf seine Zeichen ausdrückte. Oder war es nur der physische Schmerz? Vor meinem Ohre sauste und rauschte es. Ein heftiger Wind mit Regengüssen. Die stoßweise ausbrachen und ebenso schnell wieder erloschen, tobte um das Haus und im Walde. Zuweilen glaubte ich in meiner Aufregung die Tannen unter dem Angriff des Sturmes zusammenbrechen und niederstürzen zu hören. Vorsichtig schob der alte Kammerdiener einen Wandschirm vor die Thür, damit auch nicht der leiseste Zug die Kranke träge.“

„Die Vorlesung des Testaments war zu Ende; das Fräulein schob es dem Pfarrer und meiner Mutter zu, damit auch sie es einsehen. Als es der Pfarrer ihr zurückgab, sagte sie schwer Athem holend: „Hochwürden, wenn es eine Sünde ist!“ Nicht doch, meine Tochter,“ unterbrach er sie mit seiner sanften Stimme, „nicht doch! Lassen Sie Sorge und Angst um das Irdische, das Himmelreich ist Ihr. Die Reichthümer, die Söhne der Herr gegeben, dem Laster hinzuwerfen, das wäre Sünde gewesen.“ Das Fräulein wandte sich tief aufseufzend zu Balthasar, der die Feder zur Unterschrift schon für sie bereit hielt. Ach, Freund, ich werde diesen Anblick nie, niemals vergessen! Wie sie da saß, die Feder in der zitternden Hand, den Blick mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Ausdruck nach oben gerichtet, als erwarte sie von dort her eine Offenbarung in ihrer höchsten Noth!

„In diesem ängstlichen Augenblick erscholl im Hause ein Wortwechsel; Schritte kamen die Treppe herauf. Die Diener stritten mit einem Lästigen, der sich eingedrängt. Die Andern hörten nicht darauf, die Kranke nahm ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch; sie hatte entschlossen das Testament ergriffen und begann ihren Namen darunter zu schreiben. Da geht die Thür auf; ein Mann mit verwildertem Gesicht, die Haare herabhängend, in grauem Mantel, ein Mädchen an der Hand, steht auf der Schwelle. Ein Bettler, denke ich und wende mein Gesicht wieder dem Fräulein zu. Schon ist auch der Diener herbeigegeeilt, um den Eingedrungenen zurückzuweisen. Da schreit die Kranke plötzlich entsetzt auf, sie ruft mit röchelnder Stimme einen Namen und sinkt in den Stuhl zurück, ein Bild des Todes. Entsetzt beugt sich Balthasar über sie hin — Leonore von Edelsheim hat sie schreiben wollen, aber sie ist nur bis zum dritten Buchstaben gekommen, in der krampfhaft geschlossenen Hand hält sie die Feder. Was thun? Der Pfarrer ist aufgesprungen, meine Mutter starbt erschrocken auf die Ohnmächtige. Zudeß ist es dem Diener gelungen, den Bettler beiseite zu schieben, er verriegelt die Thür. Der Schirm verhindert ihn zu bemerken, was am Tische vorgeht. Der Pfarrer blinzelt dem Advocaten zu, er macht eine gebieterische Bewegung . . . Und Balthasar faßt die Hand der Sterbenden und vollendet die Unterschrift!“

(Schluß folgt.)

### Eine deutsche Dame auf der Pacificbahn.

Originalbrief.

(Schluß.)

Ich wüßte nicht, daß mir bis Omaha etwas des Erzählens Wertes aufgefallen wäre, denn wenn gleich die Landschaft bis dahin sehr lieblich ist, so ist sie doch auch ziemlich monoton. Dienstag Morgens erreichten wir den Ort Council Bluffs, am Missouri gelegen, von wo wir Alle in einen bereit stehenden Omnibus gepackt und mittelst Fähre in das am jenseitigen Ufer liegende Städtchen Omaha, Staat Nebraska, gebracht wurden. Da wir in Omaha einen halben Tag bleiben mußten, so hatte ich Gelegenheit, von dem Balcon des Hotels, in dem wir abgestiegen waren und das nach allen Seiten hin freie Aussicht gewährte, das Städtchen genau in Augenschein zu nehmen. Hinunter wagte ich mich nicht, denn die Wege waren so bodenlos schlecht, daß mir meine leichten Reiseschuhe nicht gestattet, dieselben zu passiren. Omaha ist sehr hübsch und malerisch gelegen und nimmt sich mit seinen aus dichtem Laubwerk annuthig hervorlaufenden leichten Holzhäusern, die terrassenförmig an eine sanft aufsteigende Bergwand gelehnt sind, besonders von der Flußseite gesehen, sehr vortheilhaft aus. Durch den von der Eisenbahn hervorgerufenen Fremdenverkehr hebt sich der Ort sehr; er zählt jetzt schon circa 20,000 Einwohner, und findet man alle Nationen, alle Menschenrassen vertreten. Hier sah ich auch die ersten Indianer, kräftige, schöne Gestalten, mit blühenden Augen, kühn gebogener Adlernase und rabenschwarzen, lang herabwallendem Haar. Dienstag Nachmittags verließen wir Omaha bei einer fast tropischen Hitze, unter der wir recht zu leiden hatten. Zu meinem Erstaunen reisten mit uns zahlreiche elegant gekleidete Damen, kleine Kinder auf dem Arme, von denen mehrere erst wenige Wochen alt. Einige Tage und Nächte schon waren diese kleinen Wesen unterwegs und verhielten sich doch ganz ruhig und anständig. Bei uns würde gewiß keine einigermaßen wohlhabende Frau eine derartige Reise mit kleinen Kindern unternehmen, ohne einen dienstbaren Geist zur Seite zu haben, der dieselben wartet, während die amerikanische Mutter durchaus keinen Anstoß nimmt, dies selbst zu thun. Von Omaha aus wird die Gegend immer wilder und wüster, nur vereinzelt sind die menschlichen Wohnungen, und der kommende Morgen sieht uns mitten im Indianergebiete. Unser Weg führt uns nun tagelang durch die Prairien, den Windungen des Platte-Rivers entlang. Die Stationen sind jetzt Forts, die stets mit einer genügenden Anzahl Soldaten besetzt sind, um die Indianer vom Zerstoren der Schienen und Ueberfallen des Zuges zurückzuhalten. Jedes dieser Stationshäuser steht durch einen unterirdischen Gang mit den eigentlichen Forts in Verbindung, die ganz aus Erde gebaut und ohne Thüren und Fenster, nur mit Schießscharten versehen sind. Wir führten eines Nachts eine große Anzahl Soldaten mit uns, die telegraphisch nach einem der Forts beordert waren, da man einem blutigen Zusammenstoß mit den Indianern entgegengeht. Immer unheimlicher wird die Gegend, deren Stille nur dann und wann unterbrochen wird durch ein Rudel aufgeschreckter Antilopen oder durch den heiseren Schrei der Sumpfvögel. Hier jagte vor noch kurzer Zeit der Indianer seinen Büffel, dieser Boden ist

der Schauplatz der phantastischen Erzählungen eines Cooper, und im Sausen des Sturmes glaubt die aufgeregte Phantasie das Schlaggeheul der blutdürstigen Horden zu vernehmen. Wohl war es schwer, durch diese unwirkbaren Strecken den eisernen Strang zu ziehen, wo der Arbeiter in der einen Hand den Spaten, in der andern den Revolver führt, wo man die nothwendigsten Lebensbedürfnisse von weither beschaffen mußte. Stellenweise sieht man auf der Prairie kleine pyramidale Erdröhungen und dazwischen einzelne dunkle Gestalten: das sind die Prairiehunde, die zu Tausenden hier haufen, und deren melancholisches Geheul mit der düstern Umgebung im Einklang steht. Was ist das Weiße, das sich dort in der Ferne grell von dem einförmigen Grau des Bodens abhebt? Wir kommen näher und sehen mit Erstaunen eine lange Reihe großer, mit weißer Leinwand überzogener Wagen, die von bewaffneten Männern escortirt und von zahlreichen Pferden, Maulthieren und Kühen gezogen werden, während eine Anzahl Frauen und Kinder, sowie allerlei Hausrath in den Wagen selbst Platz gefunden hat. Das sind Emigranten-caravanes, die sich ihren langen, beschwerlichen Weg durch die Einöde bahnen und die mit der Zeit wohl ganz verschwinden werden, da jetzt Emigrantenzüge eingerichtet sind, die für den Preis von 50 Dollars Personen von New-York und den östlichen Staaten nach Californien befördern. Bis jetzt brauchten die armen Leute, die auf oben beschriebene Weise nach dem Goldlande zogen, wohl 6 Monate zu ihrer beschwerlichen Tour, und von so manchen Unglücklichen, die von den Indianern überfallen und grausam getödtet wurden, bleichen die Gebeine in der Wüste. Am Tage legen die Reisenden nur wenige Meilen zurück, am Abend stellen sie die Wagen in einen Kreis, in dessen Mitte sie ein großes Feuer anzünden, um die Raubthiere abzuhalten, und um welches herum sich die Frauen und Kinder, sowie ein Theil der Männer lagern, während die Andern mit gezogener Revolver Wache halten.

Wir hatten jetzt ziemlich viel von der Kälte zu leiden, die uns um so empfindlicher wurde, als wir kurz vorher eine so glühende Temperatur gehabt hatten. Ja, es schneite einige Male recht heftig, und war es nur gut, daß die Wagen mit Decken versehen sind, worin stets ein loderndes Feuer brannte, sonst wäre wohl der schnelle Wechsel des Klimas noch schwerer zu ertragen gewesen. Nach einigen Tagen verändert sich der Charakter der Gegend und der Vegetation, immer bergiger wird das Land, und das dürre Gras der Prairien macht einer strauchartigen Pflanze, dem sogenannten sage-brush, Platz. Wir kommen nun in die Mack-hills, die Vorläufer der Rocky-Mountains, und endlich in diese selbst. Einen großartigen, imposanten Anblick bieten diese gewaltigen, hochaufgethürmten Felsenmassen, die aussehen, als hätten einst die Titanen mit starker Hand sie aufgethürmt. Bald glaubt man die Ruinen einer alten Ritterburg zu sehen, bald das von lustigen Säulen getragene Dach eines Tempels. Es ist ein gefahrvoller Weg, den wir nun passiren. An tiefen, schauerlichen Abgründen vorüber, auf schwindelnden Stegen über tosenden Gebirgsströme führt uns derselbe, immer in Windungen, bis auf die höchste Spitze hinauf. So scharf sind manchmal die Curven, daß man sich des Nachts fest an sein Bett anhalten muß, um nicht hinausgeworfen zu werden, denn wie ein Schiff auf bewegtem Meer, so schwanken die Wagen hin und her. Der erste größere Ort dieseits des Gipfels (summit) ist die Stadt Cheyenne, der Ort auf dem Gipfel selbst heißt Shermanstown. Ueberall in den Bergen zerstreut liegen einzelne kleine Ortschaften, meistens nur aus wenigen elenden Leinwandhäusern bestehend, die aber höchst pomphafte Titel führen, als z. B. Cedarhotel, Dasis, Walla Walla u. s. w. In Gegenden, die so wild sind, daß man sich mit Grauen fragt, wie es überhaupt möglich ist, daß hier ein menschliches Wesen leben und athmen kann, sieht man kleine Häuschen, und manch fröhliches Kindergeächel, manch junge hübsche Frau schaut daraus hervor neugierig auf den vorbeifahrenden Zug. Stellenweise kann dieser aber nur so langsam fahren, daß ein Fußgänger leicht mit ihm Schritt hält, denn der Weg ist hier künstlich gemacht und gefährlich zu passiren. Ja, einmal sank unser Zug ungefähr 2 Fuß in den Boden ein, glücklicherweise ohne dabei Schaden zu nehmen, während die dadurch entstandene Bodenensenkung sofort durch die zahlreich überall an der Bahn aufgestellten Arbeiter reparirt wurde. Endlich gelangen wir an den Ort, wo das Reich der Central Pacific Railroad Co. aufhört, und dasjenige der Union Pacific Co. anfängt, an Promontory Point. Dank der Eiferfuchtelei der beiden Compagnien, wurde uns die Reise dadurch erleichtert, daß wir 12 Stunden ohne jede Veranlassung an diesem keineswegs einladenden Orte zubringen mußten, der nur aus wenigen Zelten besteht. Jetzt haben sich die streitenden Parteien glücklicherweise geeinigt, und fährt man ohne Unterbrechung weiter. Endlich bei eingebrochener Nacht schlug auch uns die Stunde der Erlösung, und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Am anderen Morgen führte uns unser Weg an einem schönen großen See, dem Salt-Lake vorüber, und bedauerte ich nur, daß wir nicht durch Salt-Lake-City, den Wohnsitz der Mormonen, kamen. Hier im Laude Utah wird die Landschaft schon recht lieblich, und das Auge, das so lange den Anblick starrer Felsenmassen und farblosen Gestrüpps ertragen, labt sich an dem saftigen Grün, das hier in üppiger Fülle den Boden bedeckt. Etwas weiter hinauf gelangen wir in eine Gegend, die einen Namen trägt, der jedem deutschen Herzen theuer ist, der von jedes Deutschen Zunge mit Ehrfurcht ausgesprochen wird. Humboldt-Valley heißt das Thal, Humboldt-River der klare Strom, der sich gleich einem silbernen Bande durch dasselbe hindurchschlängelt, Humboldt-Hills die es ringsum einschließende Hügelkette. Wir sind jetzt im Staate Nevada, der früher zu Utah gehörte, sich aber von diesem losgerissen hat, da seine Einwohner es nicht ertragen konnten, unter der Jurisdiction eines Brigham Young zu stehen, und deshalb die vereinigten Staaten um Einlaß in ihren Verband baten, der ihnen auch gern gewährt wurde. Einer ziemlich großen Stadt kommen wir nun vorüber, die erst seit einem Jahr hier entstanden ist, fast nur aus Leinwandhäusern bestehend, aber einen außerordentlich lebhaften Handel unterhält. Elko ist der Name derselben, und von hier aus geht der Weg nach den neuentdeckten Silberminen von „White Pine“. Lange Reichen gepackter Maulthiere, schwer beladene Fuhrwerke bewegen sich die dort hinaufführende Landstraße entlang, und Tausende von kühnlich nach dort, um das werthvolle Erz dem dunkeln Schooße der Erde zu entreißen. Ein Deutscher, Namens Eberhard, hat diese Minen zuerst entdeckt, und heißt nach ihm auch die reichste derselben. Wie es aber gewöhnlich zu gehen pflegt, genießen Andere die Früchte seiner Entdeckung, während er selbst seinen Antheil, der heute viele Millionen werth ist, für 3000 Dollars verkauft hat. Von Elko aus versorgen sich die Miner nun mit Allem, was sie nöthig haben, und so bietet dieses Städtchen dem

ein bewegtes Bild regen Lebens und Treibens. Hinter Elfo finden wir überall an der Bahnstrecke zahlreiche Chinesen beschäftigt, die uns freundlich angrinsen und sich gar positiv auszeichnen mit ihren langen, um den Kopf geschlungenen Zöpfen. Nur diesen fleißigen Arbeitern ist es zu verdanken, daß die Bahn in so kurzer Zeit fertig geworden ist, denn man macht sich keinen Begriff, wie viel diese Söhne des himmlischen Reiches zu leisten im Stande sind, wie wenig Zeit sie zur Ruhe bedürfen, und wie gering ihre Ansprüche sind. Auch Indianerlager trafen wir einige Male an, die aber sehr wenig unserer Erwartungen und den davon gelieferten Beschreibungen entsprachen. In schmutzigen, niedrigen Hütten haufen diese verkommenen Kinder eines einst freien und unabhängigen Volksstammes. Die Männer, in schmutzige Mantel geüllt, blieben von Weitem stehen, während die Weiber, sowie der Zug in ihrer Nähe hielt, auf denselben zu eilen und uns bettelnd ihre Hände entgegen streckten. Etwas Elsthafteres und Widerwärtigeres, als diese Squaws, habe ich nie gesehen. Ihre mit elenden Lumpen bedeckten Körper waren durch Schmutz entstellt, während man ihren struppigen schwarzen Haaren leicht ansehen konnte, daß ein Kamm ein ihnen unbekanntes Luxus sei. Ihre Kinder tragen diese Repräsentantinnen des schönen Geschlechts in eigentümlich konstruirten Behältnissen auf dem Rücken, was recht komisch aussieht. Wir hatten eine solche Indianermutter, ihr Kind aus dem Kisse herauszunehmen und uns zu zeigen, sie verlangte jedoch für die Schauausstellung der Reize ihres holden Sproßlings ein Entrée von einem halben Dollar, und verzichteten wir um diesen Preis gern auf den Anblick des kleinen Indianerprinzen. Die Fahrt durch diese Gegend würde uns noch weit mehr amüsirt haben, wenn wir nicht so sehr viel durch die Hitze und den Staub zu leiden gehabt hätten, während die Nächte wieder unangenehm kalt waren.

Es sei mir gestattet, hier einen Rath für diejenigen einzuhalten, welche diese Reise einmal machen sollten, nämlich mit so wenig Handgepäck als möglich sich zu beladen, da man die Hüge häufig wechseln muß. Das „please change cars“ war uns immer ein Schreckensruf. Uebrigens zeichnet sich der amerikanische Conductor durch große Höflichkeit aus, trotzdem (oder weil?) er keine Uniform trägt. Er belästigt den Reisenden so wenig als möglich, letzterer steckt sein Billet auf den Hut, und da visirt es der Conductor, mag der Inhaber nun schlafen oder wachen.

Die letzte Nacht brach an, die wir auf der Eisenbahn zubringen mußten. Es wurde sehr kühl, denn wir näherten uns nun den Schnee- und Eisregionen der Sierra Nevada, von deren Wundern ich schon so viel hatte erzählen hören, daß ich dem jungen Tage mit Sehnsucht entgegen sah. Leider wurde unsere Aussicht während des Hinauffahrens auf den höchsten Gipfel der Sierra Nevada (zu Deutsch „ewiger Schnee“) sehr beeinträchtigt durch starke hölzerne Gerüste, die sich hier längs der Eisenbahn erstrecken, um dieselbe vor dem Falle der Lawinen zu schützen. Nur dann und wann konnten wir einen Blick durch eine Oeffnung dieser neidischen Umhüllung werfen, und was wir da sahen, erfüllte uns mit schauerlicher Bewunderung. Rings um uns her die Bergesriesen, deren mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel rosig unter dem Ruffe der Morgenröthe erglühen. Unter uns taufende von Fuß tiefe Abgründe, an denen unser Zug so dicht vorbeiführt, daß man mit Grauen die Augen schließt. Von Zeit zu Zeit sind wir ganz im Dunkeln, dann bahnen wir uns unsern Weg mitten durch die düstern Tiefen der Berge. Ein ängstliches Gefühl beschleicht uns, und freudig begrüßen wir beim Ausgange aus denselben das freundliche Tageslicht. Ueber so manchen tosenden Gebirgsstrom fahren wir, und je weiter wir auf den Gipfel kommen, je höher thürmt sich um uns herum der Schnee auf, bis wir endlich auf der höchsten Spitze desselben, der Station Cisco Halt machen, um daselbst das Frühstück einzunehmen. Sehr gering waren unsere Erwartungen von den uns bevorstehenden kulinarischen Genüssen, wir wurden jedoch sehr angenehm enttäuscht, als man uns hier inmitten der Berge ein Mahl servirte, das uns ausgehungerten, armen Reisenden wahrhaft fürstlich erschien. Herrliche Forellen, Beefsteak, Schinken, Eier, kalter Braten, Gemüse, Puddings, Compots, Früchte, Kaffee, Thee und andere Herrlichkeiten wurden uns für den billigen Preis von 75 Cents in reicher Fülle aufgetischt, und als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte man mir: Dafür sind wir auch im gesegneten Lande Californien. Ja, ein gesegnetes Land, fürwahr! das ward auch mir einleuchtend, als wir nun bergabwärts fuhren, und ich mich mit einem Schläge aus dem starren Winter in den lauchenden, sonnigsten Frühling versetzt sah. Saftiges üppiges Grün, von Duellen durchzogen, spricht überall hervor, tausende lieblicher Blumen wiegen ihre mit funkelnem Thau geschmückten Kelche im Morgenwinde. So überwältigend ist diese Metamorphose, daß wir erst andächtig verstummen, dann aber bemächtigt sich unser ein froher Taumel. Da liegt es vor uns, das herrliche, gottgesegnete Flecken Erde, das fortan unsere Heimath sein soll, reich und schöner, als unsere kühnste Phantasie gehofft. Nach langer beschwerlicher Fahrt durch öde Prairien, durch starre Felsengebirge haben wir es erreicht, dieses idylische Paradies, das die Natur in einer Feiertagslaune mit allen Reizen verschwenderisch ausgestattet. Jetzt hält unser Zug inmitten eines lachenden Gartens, und hinaus eilen die Herren, um in der Geschwindigkeit die holden Kinder Flora's zu einem Sträußchen zu winden und einen Dank aus freundlichem Munde dafür einzutauschen. Vor uns sprudelt ein klarer Bergesquell, und nicht genug können wir des köstlichen Nasses schöpfen, bis uns endlich der Pfiff der Locomotive zum Ausbruch mahnt. Auf der nächsten Station schon kommen Knaben mit Körbchen voll Kirschchen und Erdbeeren an unseren Zug. Von nun an fahren wir beinahe bis an das Ziel unserer Reise durch reiche, angebaute Landstrecken, in denen namentlich Wein und Pflirsche kultivirt werden. Von letzteren sahen wir ganze Wäldchen in voller Blüthe stehen. Auch findet man hier überall die Spuren, daß die Eingeweide der Erde einst nach Schätzen durchsichert wurden; jetzt sind diese Minen meistens verlassen, da andere, reichere den Unternehmungsgeist reizen. Kurz vor Sacramento verliert die Gegend an Schönheit, da hier die Vegetation sehr durch die Hitze gelitten hat, die auch uns sehr lästig wurde. Es war Sonntag Nachmittag, als wir in Sacramento, dem Endpunkt der Union Pacific Eisenbahn, ankamen, und hatten wir schon 8 Tage und 9 Nächte zur Zurücklegung der Riesentour gebraucht (jetzt dauert es nur 7 Tage). Weil Sonntags weder ein Dampf noch ein Zug von Sacramento abgeht, so mußten wir bis zum nächstfolgenden Tage daselbst verweilen. So fühlte mich recht matt, besonders der unerträglichen Hitze wegen, die in dieser Stadt herrscht. Nachdem ich jedoch ein

Bad genommen, und der heranbrechende Abend uns angenehme Kühlung gebracht hatte, war alle Müdigkeit von mir geschwunden, und ich fühlte mich so munter und frisch, als hätte ich keine so anstrengende Reise eben vollendet, sondern mich schon tagelang ausgeruht. Am anderen Tage fuhren wir per Steamer nach San Francisco, wo wir nach 7 stündiger Reise wohlbehalten ankamen und von unseren Freunden mit Jubel begrüßt wurden. [2543]

Auflösung der Charade Seite 20.

„Sturmschritt.“

Auflösung des Rebus Seite 20.

„Berath auf jede Feder Nacht, die das Bette fertig macht.“

Rösselsprung-Aufgabe.

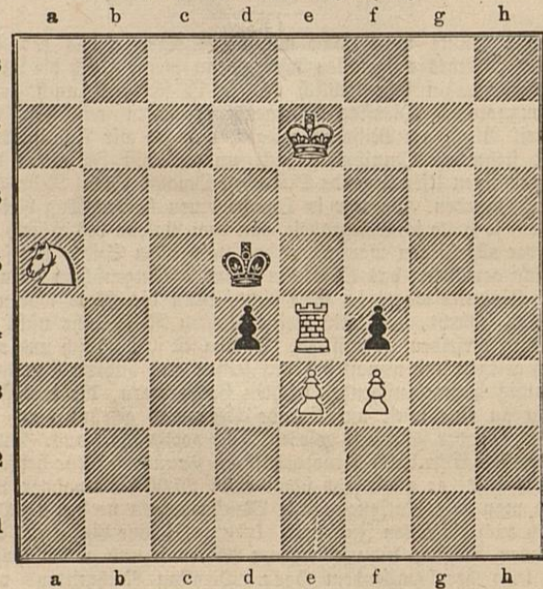
Chessboard puzzle grid with letters and chess pieces. The grid is 10x10. Letters are placed on various squares: 'ren springt der Herr die leit. zen ringt?' on row 1; 'der ner u. Auf Her. Mein ihm D' on row 2; 'das lä. ze Eb ihm Kunst lich. zu. er. Rub, ein man' on row 3; 'Thor, fällt Dhr. Ba. gold. ber. Freund, fliegt sprich, dies Fel. dem' on row 4; 'und neigt ste Schä. Mit Wort man Wort ler Wort, daß springt' on row 5; 'ihm Man groß, ist häuft Die sel. das ihn der dies sen' on row 6; 'ge. dückt ihm Zeit in ei. Und gang. nen. lingt? Dem gilt's' on row 7; 'leicht von müß. tel in ner son. Und läßt ne auf ge.' on row 8; 'voll wohl. ber An. Du selbst ver. kränzt das fort Was Wort,' on row 9; 'fel. dern Schein, den sein. ter Kind es zeigt um. ei. so.' on row 10; 'Was muß Von Glük. Ja aus ihn hat,' on row 11; 'Schooß, kes. ziehn. ein wei. des wer ihm' on row 12.

Räthsel.

Getrennt, oft weise und belehrend, Vereint, stets hemmend und verwehrend.

Schach-Aufgabe. Nr. VIII.

Von D. von Bilow in Franzburg.



Correspondenz.

- A. N. Berlin. Vorzüglich gearbeitete und reizend arrangirte künstliche Blumen zur Garnitur von Hüten, Ballroben u. s. w., einzeln, wie in Tuffs oder Zweigen u. s. w., erhalten Sie ebenso wie weiße, schwarze oder farbige Federn in der Blumen- und Federn-Fabrik von Elise Weisenberg, Berlin, Leipzigerstraße 92 (Victoria-Bazar).
Marie Nr. 32. Breslau. Ihrem Wunsche gemäß hatten wir Ihre Fragen in einem Poste-restante-Brief und zwar sofort beantwortet. Jetzt nach Verlauf mehrerer Monate erhalten wir unser Schreiben, weil es nicht abgefordert worden ist, wieder zurück. Diese Erfahrung bestimmt uns aufs Neue jede Bitte um Antwort poste restante unberücksichtigt zu lassen.M. L. in B. Eine vorzügliche, sehr empfehlenswerthe Methode zum Uebertragen und Fixiren von Dessins auf die verschiedenartigsten Stoffe erfindet der Dessinateur Joseph Breyer in Frankenthal (Rheinpfalz). Derselbe versendet den hierzu erforderlichen Apparat nebst allen Details und Gebrauchsanweisungen in sauberen Cartons zum Preise von 1 Thaler.Eine treue Anhängerin in St. W. Schnitt und Beschreibung eines Kleides mit Schleppe wird eine der nächsten Arbeitsnummern bringen. Das Kleid garniren Sie mit Rüschen oder Schrägstreifen von weißem poul-de-soie.Langjährige Verehrerin des Bazar; C. F. in L. Ihre Wünsche sollen so bald als möglich erfüllt werden.Eine langjährige Abonnentin in W. Wollen Sie Ihre Anfrage direct an den Victoria-Bazar, Berlin, Leipziger Straße Nr. 92, richten.C. R. in K. Costüme werden auch in dieser Saison viel getragen. Der Bazar 1869 brachte verschiedene Costüme auf Seite 318.

Abonnentin in B. B. Wenn man lange Locken vom eignen Haar trennen will, muß man dasselbe aufwickeln. Durch diese Manipulation auf welche die Wurzeln der Haare angreift, wird ihr Wachstum sehr gefördert.

C. F. in P. und C. Sch. in W. Corsets und Geradhalter, wie Seite 306 des Bazar 1869 beschrieben worden sind, finden Sie in der Corset-Fabrik von Lissier's Wittve, Berlin, Jägerstraße 47, erhältlich.

Eine Tugendjährige. In diesem glücklichen Alter kann man das Gesellschaftsleid ebensoviel mit hoher Taille, als decolletirt, sowohl ohne als mit Garnitur tragen. Arrangiren Sie die Garnitur des betreffenden Kleides aus Crepe, Tarlatan oder Taffet von der Farbe des Musters.

S. St. in Sch. Gefärbte Stärke erhalten Sie in der Farben- und Drogeriehandlung von Heyl, Berlin, Charlotten- und Leipzigerstraßen-Ecke.

P. C. in H. Wenden Sie sich direct an hiesige Tapissier-Geschäfte: C. König, Jägerstraße Nr. 23, W. Sommerfeld, Leipzigerstraße Nr. 11, u. a. m.

J. C. in W. Radmäntel (Burnus), Talmas und dergl. von Sammet werden auch in dieser Saison viel getragen.

Langjährige Abonnentin in L. Modenzüge aus böhmischen Berlin nicht mehr modern, fertigen Sie einen Modenzug nach den Vorlesungen Seite 387 des Bazar 1869 oder Seite 6 d. B. 1870.

M. C. in B. Das Dessin zur Embordüre Nr. 41 auf dem zu Seite Nr. 318 v. J. gehörigen Supplement muß von der Mitte jedes Quadrates aus in entgegengekehrter Richtung gearbeitet werden.

A. L. in B. Wenden Sie sich an das Stellen-Nachweisungs-Bureau Fr. Betty Lehmann, Berlin, Victoria-Bazar.

Eine mehrjährige Abonnentin; Abonnentin in F. Versuchen Sie mit der Backstange und Schönlagererei von Markos, Berlin, Brühlstraße.

Eine Zwanzigjährige und J. B. in G. Als Schutz für die Haut dient am besten eine Decke von G. Atlas oder Sammet, mit dünnem Wattebausch und Seidenfutter. Um ein Dessin zur Verzierung der selben wenden Sie sich an eine Tapissier-Manufaktur. Aus dem besten Beduine arrangiren Sie ein Mantelteil wie das auf Seite 203 oder 224 des Bazar 1869.

Eine Braut in L.; Langjährige Freundin des Bazar. Die nächste Arbeitsnummer wird eine reiche Auswahl von Haus- und Gesellschaftsleidern bringen.

M. D. und M. C. Anzüge für Knaben verschiedenen Alters brauchen besserer Ansehen zu geben, hat man die einzelnen Theile derselben nach ihrer Vollendung von der Rückseite anzufügen und auf ein Brett gleichmäßig auszustrecken, wofür man sie trocknen läßt.

B. v. M. in G. Um durchsichtigen, zu Rüschen verarbeiteten Stoffen etwas Stoff zu geben, hat man hellfarbige Stoffe mit Stärken, dunklere Stoffe mit Gummiwasser anzufügen. Doch ist es rather vorher zu veruchen, ob die Farbe des Stoffes nicht darunter leidet.

A. B. in H. Wenden Sie sich um ein derartiges Dessin an die Manufaktur von Herz u. Wegener, Berlin, Mohrenstraße.

M. in W. Ihr Wunsch ist von zu wenig allgemeinem Interesse. Sie finden das betreffende Costüm gewiß in einem Maskengarderobe-Geschäft in Residenz. Das Stärke-Zusatz-Präparat von Struwe ist auch für feinere Wäsche sehr empfehlenswerth, Sie erhalten dasselbe in jeder feineren Drogeriehandlung.

Treue Anhängerin des Bazar. Zum Reinigen der Wäsche sind gewöhnlich verhängene Duzhaben am meisten beliebt. Die Bettwäsche werden in einer Ecke oder in der Mitte am Außenrande gezeichnet, Kissen und Plumeau zeichnet man entweder ebenfalls in der Ecke inmitten der oberen Fläche; letztere Art ist eleganter, doch müssen die Kissen dann ziemlich groß und mit Verzierung umgeben sein.

J. Z. in G. Arbeiten Sie die Decke in dem Dessin Nr. 1 des zu Seite 249-256 des Bazar 1869 gehörigen Sticker-Supplements. Das 2. des Randes kann leicht in erforderlicher Weise vergrößert werden.

C. N. in St. Der Gummiabzug, dessen Abbildung wir in der Correspondenz auf Seite 380 v. J. gebracht haben, kann nur zu Stiefeln mit hohem Absatz getragen werden, aber auch zu diesen ist er nicht wenig praktisch; fürs Erste gleitet die Spange, welche den Ueberzug festhält, sehr leicht herab, sojann — und das ist der Hauptfehler — die für den Stiefelabzug bestimmte Oeffnung alle Feuchtigkeit hindert.

C. N. in R. Nach genauer Ermüdung untererleiht hat der Herrgott Ihren Auftrag nicht vollständig können, da die von Ihnen mitgetheilte Adresse nicht präcise genug war, um Sie auffinden zu können. Die wendige des Enthaarungsmittel Philothron ist völlig unschädlich für Haut; das Mittel kostet incl. Verpackung 1 Thaler.

Zwei treue Verehrerinnen des Bazar. Das unschuldigste und oft die beste Mittel bei sogenannten aufsteigender Hitze ist der Genuss eines Messerspizens voll Cemor Tartari in Wasser; in Betreff einer wirklichen Cur müssen Sie sich an einen Arzt wenden.

Ein Abonnent des Bazar in C. Wir warnen Sie vor dem Gebrauch der Hensch'schen Haarerzeugungs- u. c. Mittel; dieselben sind ebenso werthlos, als alle ähnlichen Geheimmittel, die betreffend Brotschüre ist nur ein Lachvogel für die Anschaffung jener Mittel.

Kritische Correspondenz. Kurz vor dem Abschluß der Nummer erhielten wir zwei Bilderwerte, die uns lebhaft bedauern lassen, daß Weihnachtsmann seinen Besuch schon gemacht haben wird, wenn dieses zu unseren Lesern gelangt; denn gar zu gern hätten wir ihm jene in Gabenform gelegt und dringend empfohlen. „Der schwarze Peter. Bilderbuch für artige Kinder. Mit Reimen von F. Trojan und Holsten nach Silhouetten von Paul Kneipka“ (Verlag von J. Hoffmann, Stuttgart), und „III. Serie der deutschen Bilderbogen“ (Verlag G. Weise in Stuttgart). Freilich auch ohne unser Zutun werden die wahrhaft künstlerischen und doch ihrem Hauptzweck, eine Unterhaltung für Kinder zu sein, völlig entsprechenden Werke bereits unter vielen Hund von Christbäumen parodirt; wo sie aber noch nicht bekannt geworden, so wird sie demnächst durch eine ausführliche Besprechung einzuführen, die wir im Voraus die glükliche Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen. Für das wahrhaft Gute und Schöne ist ja immer eine Weihnachtsstimmung.

— E. W. Ein neues Buch, das zum Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk für Damen und zwar besonders für Literaturfreundinnen sich eignen, wissen wir Rath; „Vorbeer und Cyperre. Literarische Beiträge von Max Ring“ (Berlin, Verlag von Vesper). Wir müssen uns vorläufig darauf beschränken, das soeben erschienene Buch unseres trefflichen Mitlers anzugehen und einige Titel der zwölf feinstilifirten und geistreichsten zu nennen: Schubart und Schiller — Göthe als Bruder Stud. Eine deutsche Dichterin — Die Tochter des Philosophen u. a. Das schön ausgestattete Buch ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

10,000 Dichtertinnen und Dichter. Es war, wenn wir nicht irre sind, ein Sommertag, als wir unsere kritische Sonde zum letzten Male zarte Lyrik legten. Die nicht kritische Correspondenz, die Zuschrift reicher Mütter und Fräulein, Damen und Herren, beanspruchte Nummer zu Nummer den ganzen Raum, der uns für unseren schärfer überhaupert verblich, und wir denken — zur Veröhnung unserer Seele sei es gesagt — von unserer Kritik so bescheiden, daß ihrretwegen niemals für den kleinsten Fleck auf der Robe einer Abonnentin das Mittelchen unterbrüchten. Gleichwohl nahmen die poetischen Zuschriften Ende, und Dichtertinnen und Dichter haben sojann den Ossa an Pelion gehöhrt. Aber diese Last abzutragen, fehlt es uns an dem Tummel und so rufen wir, auf die frohliche Weihnachtsstimmung unserer Leser einander rechnend: „Unser Bilderbuch sei vernichtet!“

„Unser Bilderbuch sei vernichtet!“ Einmaligig die Kompetenz des Kritikers zugehörigen Beiträge, welche vor dem 25. Dec. d. B. eingegangen sind, seien hiermit als erledigt zu betrachten! Das geben wir das feierliche Versprechen, über alle von heute ab an uns gerichteten literarischen Gewinnfragen in den Spalten des Bazar wieder ausführlich zu berichten. — Anat. d. V. Quand la cravate noire, quand la cravate blanche. Toutes les fois que dans tout dîner, soirée ou bal, il y a des dîners officiels, la cravate noire est de mise, ainsi qu'à la campagne où est parfaitement en situation, même avec des dames, si vous êtes visiteur d'un château; mais si vous êtes un simple invité — il y a des invitations étrangères, la cravate blanche est de rigueur. — (Ungarn). Weil es uns unmöglich war! Ach, wie leicht denken Sie die Geschäftsführung eines Redacteurs. Uebrigens trotz alledem Ihnen Allen, deren Unwillen wir wider unsere Absicht auf uns geladen: Froh Feiertage und ein freundliches Wiederbegegnen im Neuen Jahr!